This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

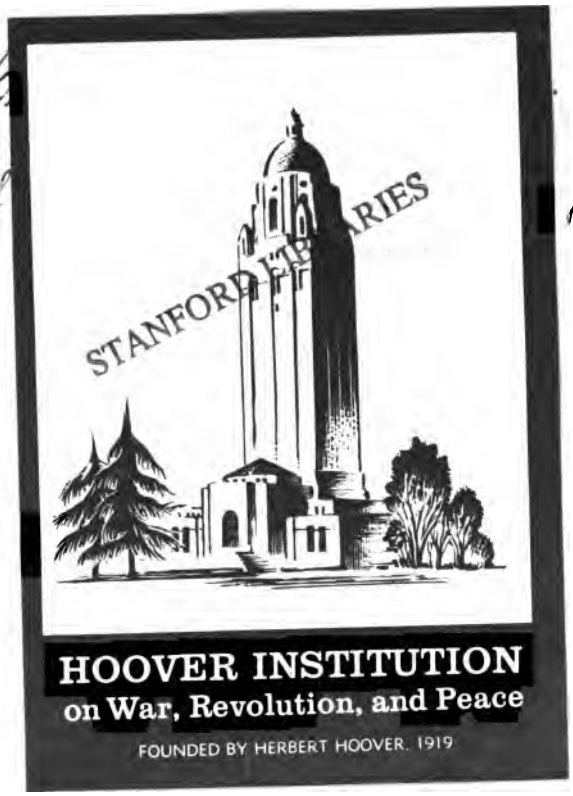
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 120 680 793
UA
859
A1W81

59 152


STANFORD LIBRARIES
HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

STANFORD LIBRARIES

Afrika.

Schilderungen und Rathschläge

zur Vorbereitung

für den Aufenthalt und den Dienst

in den

Deutschen Schutzgebieten

von

Dr. von Wissmann,

s. Zt. Kaiserlichem Reichskommissar und Major à la suite der Armee.

B 7,269

KAISERLICHE MARINE · DER MARINE-AKADEMIE UND SCHULE · BIBLIOTHEK

I. T. 266

(6. 3. 03)

Zweite, unveränderte Auflage.

Berlin 1903.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68–71.

1,20 M.

JE

UA859
A1W81

Sonder-Abdruck aus dem Militär-Wochenblatt 1894.

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Vorbereitungen zum Kolonialdienst in Afrika . .	1
II.	Anweisung über Ausrüstung des Europäers . .	5
III.	Angriffsgefecht regulärer Truppen gegen Eingeborene	8
IV.	Angriff auf eine Afrikanische Befestigung . . .	15
V.	Kriegsmärsche und Lagerdienst in Afrika . . .	26
	1. Kriegsmärsche	26
	2. Lagerdienst	35
VI.	Verfolgung, Vertheidigung und Rückzug in Afrika	40
	1. Verfolgung	40
	2. Vertheidigung	42
	3. Rückzug	43
VII.	Feld-Pionierdienst in Afrika	46
	1. Anlage von befestigten, bleibenden Stationen	47
	2. Anlage von zeitweisen Befestigungen . . .	50
	3. Bau von Brücken, Flößen, Kanus, Dämmen	51
	4. Bau von Häusern, Hütten, Waarenlagern ꝛc.	54
	5. Zerstörung feindlicher Bauten	56
VIII.	Ausbildung des schwarzen Soldaten	58
IX.	Behandlung des Negers	67
X.	Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung des schwarzen Soldaten	70
XI.	Was hat der Europäer, speziell der Offizier bei Erfüllung seiner Pflichten in unseren Kolonien besonders zu berücksichtigen?	76
XII.	Wie kann sich der Offizier und Beamte in den Kolonien auch für die Wissenschaft verdient machen?	84
XIII.	Afrikanische Jagd	89
XIV.	Einige wichtige Lebensregeln für Afrika . . .	105

I. Vorbereitungen zum Kolonialdienst in Afrika.

Jedermann, der sich zur Dienstleistung in Afrika meldet, sollte sich zunächst darüber klar werden, daß er nur mit einer gesunden, guten Konstitution dort seine Aufgabe erfüllen kann, daß er, wenn er an Krankheiten gelitten hat, die — wie man vulgär sagt — die Säfte verderben, wenn er blutarm oder schwächlich ist oder wenn er einen Herzfehler hat, dem Staate, ohne nützen zu können, nur Unkosten bereitet und einem qualvollen Leben oder Tode entgegengeht. Hat man den Entschluß gefaßt, sich dem Kolonialdienst in den Tropen zu widmen, so lasse man also, selbst wenn man über eine gesunde, elastische Natur zu verfügen glaubt, sich lieber, ehe man an die Verwirklichung des Planes geht, von einem tüchtigen Spezialarzt untersuchen und setze seinen Körper in jeder Beziehung in normalen Zustand. Vernachlässigungen z. B. an den Zähnen, den Augen ꝛc. rächen sich, wenn man später keine ärztliche Hülfe haben kann, zuweilen schwer.

Zur Vorbereitung auf militärischem Gebiete für Afrikanische Verhältnisse ist das Studium der Englischen Kolonialkämpfe anzuempfehlen; das hierzu nöthige Material wird man sich selbst zusammenzusuchen haben; es ist nur in Englischer Sprache erschienen und, da Alles nur von Englischer Seite beurtheilt ist, wohl auch etwas parteiisch. Gerade der Mangel an Lehrmaterial in dieser Beziehung hat mich dazu veranlaßt, in den vorliegenden Aufsätzen meine Erfahrungen so gedrängt und einfach wie möglich wiederzugeben. Zur Erlangung der Kenntniß

unserer Kolonialverhältnisse — ohne die natürlich wenigstens der Offizier, der in die Schutztruppen eintreten will, nicht hinausgehen darf — ist in erster Linie das „Koloniale Jahrbuch“ von Gustav Meinecke und dann die Lektüre der bekannteren Reisewerke zu empfehlen. Ich kann aber nur davon abrathen, Alles zu lesen, und kann nur davor warnen, Reisebeschreibungen und Urtheile von Leuten zu lesen, die sich bloß ganz kurze Zeit in Afrika aufgehalten haben und ihre vielleicht nur wochenlangen Beobachtungen in dicken Werken wiedergeben. Das Studium der für die Schutztruppe in Ostafrika nöthigen Suahelisprache, Ki-Suaheli, wird durch verschiedene Grammatiken erleichtert; auch wird diese Sprache im Orientalischen Seminar in Berlin gelehrt.

In einer jungen Kolonie treten neben dem eigentlichen Kaiserlichen Dienst noch die allerverschiedensten Anforderungen an den Europäer heran. Jeder muß dem Arzte „ins Handwerk pfuschen“ können. Jeder mit einer leidlichen allgemeinen Bildung versehene Europäer kann durch Sammeln, Beobachten oder Aufzeichnen irgend einem Zweige der Naturwissenschaft gute Dienste leisten oder für die praktische Ausbeutung der Kolonien werthvolle Untersuchungen anstellen, sei es auf dem Gebiete der Bodenkultur, der Viehzucht, des Bergbaues oder der Gewinnung werthvoller Rohstoffe. Jeder kann durch Führung eines Tagebuches, Anfertigung von Skizzen und jetzt so leicht herzustellenden Photographien, durch Pläne, Krokis oder Karten zur Kenntniß des Landes beitragen, oder endlich dadurch, daß er die Eingeborenen in Anfertigung irgend welcher Erzeugnisse unterrichtet, sie belehrt, sich ein Verdienst erwerben. Jeder Europäer sollte wenigstens in einem dieser Fächer etwas leisten; er wird dann bald in der eigenen Genugthuung sich reichlich belohnt fühlen. Zeit und Gelegenheit dazu findet jeder Offizier und Unteroffizier neben seinem militärischen und sonstigen Amte in vollem Maße, denn die heißen Stunden des Tages, in denen die Truppe nicht im Freien beschäftigt

werden sollte, die langen Abendstunden, in denen Zerstreuungen und Genüsse wie daheim nicht geboten werden, können nicht besser ausgefüllt werden als durch eine nützliche Beschäftigung, die Jedem als Mittel gegen Langweile und somit auch gegen Malariaerkrankung bald lieb werden wird. Nichts ist ein besserer Schutz gegen Fieber als eine anregende, möglichst ausgiebige Beschäftigung; nichts öffnet aber auch andererseits dem Malariabazillus mehr Thür und Thor als Faulheit, Langweile und übermäßiger Schlaf.

Ich habe, bevor ich meine erste Reise antrat, in der Seemannsschule in meiner Garnison Rostock mich zur Ausführung von astronomischen Ortsbestimmungen ausgebildet, habe ebendaselbst in der Universität zoologische Vorträge gehört und in der kurzen Zeit, die mir zwischen dem Zeitpunkt einer Engagementsaussicht auf Afrikanische Thätigkeit und der Abreise von Europa blieb, neben meinem Dienst die allerdings noch nicht wie heute umfangreiche Afrikalektüre und manches naturwissenschaftliche Werk gelesen. War das auch viel zu wenig, um etwas gediegen Wissenschaftliches zu leisten, so befähigte es mich doch zu mancher interessanten Beobachtung und erhöhte ganz ungemein den Genuß und die Freude am Reisen. Leider blieb mir ein Vervollkommnen dieser Studien versagt, da die kurzen Zwischenräume zwischen meinen späteren Reisen kaum hinreichten, mich zu erholen und gedrängt die Tagebücher meiner ersten Reisen herauszugeben. Um nichts hätte ich aber selbst das erwähnte oberflächliche Studium entbehren mögen.

Es giebt so viele Mittel, sich für oben genannte Nebenbeschäftigungen in den Kolonien vorzubereiten, jedes Institut kommt darauf bezüglichen Wünschen so gern entgegen, es sind in letzter Zeit so viele Verbesserungen an Instrumenten und sonstigen Hülfsmitteln gemacht worden, daß es einem Jeden möglich ist, mit etwas gutem Willen sich auf wissenschaftlichem Gebiete Verdienste zu erwerben. Ich werde in einem besonderen Abschnitte über Anleitung

zu wissenschaftlichen Arbeiten der hervorragendsten Hülfsmittel Erwähnung thun. Wie ich dort das anerkannt Beste empfehle, so will ich hier auch nochmals warnen vor einem Theile der in den letzten Jahren unheimlich angeschwollenen Afrikalektüre.

Uns Deutschen wird von anderen Nationen nicht ganz ohne Grund ein Hang zum Belehren, zur Theorie auf Kosten der Praxis zugesprochen. Leute, die einige Wochen oder Monate eine kurze Ferienreise nach einem Theile Afrikas gemacht haben, schreiben Bücher oder halten Vorträge über Afrika; Leute, die in gewisser Richtung sich einen Afrikanischen Namen gemacht haben, beurtheilen als „Afrikanische Autoritäten" Alles, was zu dem dunklen Erdtheil in irgend welchen Beziehungen steht, mag es sich auf ein Gebiet erstrecken, in dem sie völlig Laien sind, oder nicht. Gerade solche Leute können als „Autoritäten", denen man unbedingt glaubt, am meisten schaden. Namentlich auch deshalb, weil dies in letzter Zeit ebenfalls auf militärischem Gebiete geschehen ist — es möge mir erlaubt sein, dies hier einzuschalten —, habe ich mich veranlaßt gefühlt, diese Aufsätze als Soldat nach 14jährigem Verkehr mit Angehörigen fast aller Afrikanischen Völkerstämme niederzuschreiben.

II. Anweisung über Ausrüstung des Europäers.

Die Gesichtspunkte, die bei Ausrüstung des Europäers, der nach Afrika gehen will, beobachtet werden müssen, sind hygienische und praktische, Erreichung möglichsten Komforts bei Berücksichtigung der Afrikanischen Transportmittel und bei möglichster Preiswürdigkeit.

Der Offizierverein hat sich die durchaus anzuerkennende, große Mühe gegeben, diesen Anforderungen gerecht zu werden; es kann deshalb dessen Magazin zur Beschaffung dieser Ausrüstungen nur empfohlen werden. Ich kann mich daher hier ganz kurz fassen und brauche nur auf die darauf bezüglichen eingehenden Vorschläge des Herrn Paul Reichardt noch hinzuweisen, der übrigens auch in der Zusammenstellung von Ausrüstungen jedem Reisenden gern behülflich ist.

Man möge im Auge behalten, daß Gegenstände, die mit großen Unkosten weit transportirt werden, die unter ungünstigen Verhältnissen lange halten sollen, durchaus solide und gut sein müssen. Man kann daher nur davor warnen, zu sehr auf billige Preise zu sehen, man sollte vielmehr von Allem das Beste, Solideste mit sich führen.

Für Anzüge eignet sich leichter, weißer, fester Stoff und das Indische, Kakey genannte Gewebe, Letzteres besonders fürs Innere; man möge aber auch einen wärmeren Anzug, einen guten, warmen Mantel und zwei bis drei warme, wollene Decken nicht vergessen. Für Regenmäntel empfehlen sich am besten die ganz leichten Bayerischen Lodenhavelocks, weil sie wasserdicht

und für die Respiration der Haut doch durchlässig genug sind. Zur Wäsche empfiehlt sich Baumwolle oder, wenn man schon daheim daran gewöhnt ist, Wolle; Letztere aber, wie gesagt, nur, wenn man daran gewöhnt ist, denn im anderen Falle erzeugt Wolle leicht die in Afrika unter dem Namen „Rother Hund" bekannte Hautaffektion. Als Fußbekleidung wähle man Kniestiefel, gelb, aus ganz leichtem Leder, oder feste, weichlederne, bis zur Wade reichende Schnürschuhe event. mit Gamaschen; zur Kopfbedeckung einen großen Sonnenhut, einen Tropenhelm von Kork mit Filz überzogen und ein Käppchen, das man stets, sobald man Schatten findet, mit dem Helm vertauschen sollte. Ich rückte stets bei Morgendämmerung mit dem Käppchen aus, trug durchschnittlich von 8 bis 10 Uhr den Helm und wenn ich zwischen 10 und 4 Uhr reiste, den breiten Sonnenhut, der Hals und Schultern schützt. Meine Gewehrträger trugen diese Hüte. Zur Jagd eignet sich ein starker, doppelter, dunkler (nicht schwarzer) Filzhut mit breiter Krempe.

Als Zelte bewährten sich am besten die von Eddingson in London von water and rottprove-Stoff hergestellten, die der Offizierverein ebenfalls verfertigt. Betten, Stühle, Tisch, Koffer, Badewanne, Frühstückskorb, Feldküche 2c. finden sich ebenfalls in dem angerathenen Magazin zur Auswahl. Ebenso findet man dort fertiggestellte Reiseapotheken und Anweisungen dazu von Dr. Kohlstock und Dr. Falkenstein, Aerzten, die Beide — Ersterer in meiner Truppe in Ostafrika, Letzterer in Westafrika — Erfahrungen gesammelt haben.

Was Lebensmittel anbetrifft, so nehme man dieselben in möglichst kondensirter Art mit sich; an Getränken hauptsächlich guten Cognac, wovon ich eine Flasche pro Woche und Europäer rechne, für Krankheitsfälle etwas Portwein oder Madeira und guten Sekt in halben Flaschen. Von Konserven sind solche am wichtigsten, die bei der gleichmäßigen, leichten Afrikani-

schen Kost etwas Würze und Abwechselung geben: Sardinen, Mostrich, Pickles, Oel, Essig, Gewürze, Früchte, Marmeladen und vor Allem Kaffee, Thee, Zucker, Salz, Tabak; ferner vergesse man nicht Zündhölzer, Lichte ꝛc. Man findet im Offiziervereine ein Verzeichniß vom Inhalt einer Trägerlast, die für acht bis zehn Tage berechnet ist und alles Wünschenswerthe enthält.

Ueber Waffen und Munition für Jagdzwecke werde ich in einem späteren Abschnitte meine Erfahrungen mittheilen. Für den Nichtjäger ist ein neues Armeegewehr, Karabiner, ein Bulldogrevolver und ein starkes Klappmesser, im Gürtel zu tragen, zu empfehlen.

An Instrumenten ist eine gute Uhr und ein möglichst großer Taschenkompaß mit Nadel (nicht Scheibe) anzurathen. Ueber wissenschaftliche Instrumente werde ich ebenfalls in einem späteren Abschnitte sprechen.

An Schreibutensilien wähle man starke, in Leinwand gebundene Tagebücher und Briefmaterial; die Auswahl von sonstigen Büchern wird sich nach dem Interesse des Einzelnen richten, für Reisen ins Innere schränke man jedoch die Zahl derselben möglichst ein.

III. Angriffsgefecht regulärer Truppen gegen Eingeborene.

Der Angriff ist die leichteste, günstigste Art des Fechtens in Afrika, weil das moralische Uebergewicht auf Seiten der Angreifer sein wird, und dies dem Afrikaner, überhaupt dem Wilden gegenüber mehr, als man sich hier in der Heimath vorstellen kann, bei der Entscheidung ins Gewicht fällt. Es ergiebt sich hieraus, daß man, wo es irgend angängig ist, offensiv auftreten oder, zu anderen Arten des Gefechts gezwungen, wenigstens durch Vorstöße, Ausfälle ꝛc. stets versuchen muß, sich wieder zum Angreifer zu machen.

Da es nun von Afrika nur Karten in ganz kleinem Maßstabe, keine Pläne giebt, da der wilde Krieger immer weit beweglicher ist als die Truppe des Europäers, da ferner die aufklärende Kavallerie nie vollkommen zu ersetzen ist, so wird eine Vorbereitung für die in Aussicht stehenden Aktionen außerordentlich schwierig und der Führer meist darauf angewiesen sein, den vorgefundenen, oft sehr plötzlich auftretenden Ereignissen schnelle Entschlüsse entgegenzusetzen. Es liegt auf der Hand, daß selbst ein findiger Offizier, dem eine schnelle Entschlußfähigkeit zu Gebote steht, ohne eine ausgiebige Afrikanische Erfahrung und richtige Beurtheilung seines Feindes leicht auf falsche Maßnahmen verfallen kann. Gerade deshalb sollte man kein Mittel scheuen, sich erfahrene Afrikanische Offiziere für die Schutztruppen zu erhalten, wie es alle erfahrenen Kolonialmächte, besonders die Engländer, thun. Hierbei spricht allerdings nicht allein die Erfahrung,

sondern auch die Körperkonstitution mit, da sich für die Schutztruppen geeignete Naturen (etwa der dritte Theil der Hinübergehenden) doch erst im Laufe der Jahre aus der Masse kenntlich machen. Daher berührt der oben erwähnte Grundsatz auch eine nicht unbedeutende materielle Frage, denn wenn man sich dem Tropenklima gegenüber widerstandsfähige Leute erhält, so wird man die sehr theueren Rücksendungen und den häufigen Ersatz von Offizieren und Unteroffizieren in der Truppe vermindern.

Die oben erwähnten Schwierigkeiten, seine Aktionen gegen den Feind vorbereiten zu können, beruhen in erster Linie auf dem Mangel an Nachrichten über den Feind oder auf deren Unzuverlässigkeit. Wohl sind bei „offener Hand" Führer und Spione zu haben, auch bei den den Anzugreifenden feindlichen Stämmen kann man vermittelst der unter Sicherung auf Kriegsmärschen angerathenen Aufklärungsmaßnahmen Erkundigungen einziehen, und Karawanen aus dem Innern, die meist aus intelligenten Leuten bestehen, werden infolge ihrer weiten Reise guten Aufschluß geben können, aber alle diese Nachrichten sind doch unzuverlässig.

Als Beispiel will ich hier mein Gefecht bei Palamakaa im Jahre 1891 erwähnen. Ich war gezwungen, den schon mehrfach geschlagenen Bwana Heri, der sich mit einer anzuerkennenden Ausdauer immer wieder an neuen, ihm günstig erscheinenden Punkten festsetzte, ohne genügende Nachrichten über seine Stellung und Stärke aufzusuchen, da ich vor den dringenden Vorarbeiten zu der Wiedernahme unserer südlichen Küste im Nordbezirke wenigstens in der Nähe der Küste erst vollkommene Sicherheit schaffen mußte. Ich marschirte gegen ein stark befestigtes Lager, in der Hoffnung, endlich einen Hauptschlag gegen diesen allein noch Widerstand leistenden Rebellen führen zu können, traf auch den mir gewordenen Nachrichten entsprechende Vorbereitungen, fand jedoch statt einer — wie bei früheren Kämpfen gegen diesen Führer vorgefundenen — gut gewählten und eingerichteten Stellung nur in

kleinen, geringen Widerstand leistenden Lagern versprengte Reste des früher starken Feindes, die zu meinen Vorbereitungen und den daraus erwachsenen Unkosten in keinem Verhältniß standen.

Ueber den Angriff werde ich in dem folgenden Abschnitte: „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung“ ausführlicher sprechen; einige für Afrikanische Verhältnisse besonders beachtenswerthe Punkte mögen aber hier schon erwähnt werden.

Die Geschichte der Englischen Kolonialkämpfe lehrt uns in erster Linie, daß Unterschätzung des Gegners der vornehmlichste Grund zu Niederlagen war. Auch unsere Schutztruppe hat, nachdem die Leitung in Ostafrika in andere Hände übergegangen war, durch die unglückliche Waheheaffaire und die Niederlage am Kilimandscharo 1892 schon Erfahrungen gemacht, aus denen wir lernen müssen, daß wir uns aller uns bietenden Mittel bedienen sollen. Lieber sollte man zu vorsichtig sein, als in jenen Fehler verfallen, dem die Engländer, wie gesagt, bei ihren Kolonialkämpfen zuerst Niederlagen zuzuschreiben haben, die sie dann erst durch Anwendung bedeutender Mittel wieder ausgleichen konnten.

Als die Zelewskische Expedition auf ihrem Abmarsch nach dem Innern einige Tagemärsche von der Küste entfernt war, sandte der Führer eine ganze, und zwar die stärkste Kompagnie, die auch gleichzeitig — was unter Afrikanischen Verhältnissen sehr mitspricht — schon am längsten in der Hand eines der tüchtigsten Führer, des Lieutenants Prince, war, nach der Küste zurück, ohne daß sie dort durchaus nothwendig gewesen wäre, in der Annahme, daß er seinem Feinde auch ohne sie vollständig gewachsen sei. Das Gouvernement war damals durchaus nicht derartig über die Stärke und Kriegstüchtigkeit der Wahehe unterrichtet, daß es nicht vorsichtigerweise alle zur Verfügung stehenden Mittel hätte einsetzen müssen. Thatsächlich hätte, wenn sich die unglückliche Affaire im Uebrigen so abgespielt, wie es nachher der Fall war,

diese eine Kompagnie zum Retter eines großen Theils der Truppe, vor Allem aber zum Retter des Ansehens unserer Macht werden können. Es blieb, als in dem dicht bewachsenen Gelände Zelewskis Truppe überfallen und niedergemacht wurde, eine halbe Kompagnie noch vor jenem Gelände zurück. Diese war gerade stark genug, sich selbst in einem Gehöfte halten und dann unter der sachgemäßen Führung des Lieutenants v. Tettenborn aus der allgemeinen Niederlage herausziehen zu können. Wäre die vorher von dem Führer zurückgesandte intakte Kompagnie, die gerade aus Sulus,*) also aus einem dem Feinde verwandten und für ein Buschgefecht sehr geeigneten Material bestand, noch außerhalb des Hinterhalts geblieben, so hätte sie die sich nach dem gelungenen Ueberfall zum Plündern zerstreuenden Wahehe vertreiben und ihnen sehr fühlbare Verluste beibringen können.

Ein anderer Grund zu Mißerfolgen, dessen sich jeder Führer eines Angriffs in Afrika erinnern sollte, besteht in Detachirungen. Als ich 1891 mit einem großen Theil der Schutztruppe den ersten Stoß weiter ins Innere machte, ließ ich zum Schutze der Küste unter dem Kommando des im kleinen Afrikanischen Kriege sonst so bewährten Herrn v. Gravenreuth eine Truppe von 300 Mann mit der Instruktion zurück, beim Auftreten eines stärkeren Feindes sich nur unter dem Schutze der Küstenforts zu schlagen, jedenfalls aber seine kleine Macht zusammenzuhalten, da die Forts selbst stark genug waren, sich eines noch so mächtigen Feindes zu erwehren. Ich wußte, daß Buschiri zur Herbeirufung der Mafiti ins Innere gegangen war, und hielt es für wahrscheinlich, daß er, meine Abwesenheit benutzend, einen Angriff auf die Küste machen würde. Gravenreuth, der von dem Heranziehen der Mafiti von verschiedenen Richtungen

*) Die Wahehe haben sehr viel Sulublut und haben auch die Kampfweise der Sulu angenommen.

Nachricht hatte, theilte seine Truppe in drei Abtheilungen zu je einer Kompagnie, statt, wie es geboten gewesen wäre, mit seiner ganzen Macht einer dieser feindlichen Horden nach der anderen entgegenzutreten, besonders da als sicher anzunehmen war, daß alle diese Schaaren gegen Bagamoyo anmarschirten. Von den drei auf eine Entfernung von etwa 15 km auseinandergezogenen Trupps traf nur Gravenreuth selbst mit seinen wenig über 100 Mann auf die Hauptmacht der Mafiti, die unter der Leitung Buschiris selbst stand, während die beiden anderen Abtheilungen allein mit versprengten kleineren Mafititrupps Scharmützel hatten. Nur die Geistesgegenwart und die namentlich im Momente der Gefahr bei Gravenreuth sich stets einstellende, auf langer Kenntniß des Afrikaners beruhende Tüchtigkeit sowie der Glückszufall, daß die Mafiti, dreimal abgeschlagen, nicht einen vierten Anlauf gegen die fast vollständig verschossene Truppe Gravenreuths ausführten, retteten diese und wahrscheinlich auch die beiden anderen Trupps, die den einmal siegreich gewesenen Massen der im Angriffe recht gefährlichen Speerkämpfer nicht gewachsen waren, vom Untergange und sicherten damit auch alle meine bis dahin mit vielen Opfern erfochtenen Erfolge. Hätten sich auch die Forts gegen die siegreichen Mafiti halten können, so wären doch die wieder in ruhige Verhältnisse eingewöhnten Küstenplätze zerstört, viele im Vertrauen auf unseren Schutz zurückgekehrte Araber und Inder niedergemacht und das Vertrauen auf uns in der bedenklichsten Weise erschüttert worden.

Der Führer in Afrika sollte um keinen Preis seine Truppe verzetteln, sondern sie durchaus in der Hand behalten. In einem Lande, wo man Wege und Entfernungen nur annähernd kennt, wo der Feind, wie oben erwähnt, stets beweglicher ist als die eigene Truppe, ist jede Berechnung von Zeit und Ort problematisch; auf eine einmal detachirte Abtheilung ist da nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen. Ich erachte deshalb das Zusammen-

halten der Truppe für eine der ersten Regeln bei Unternehmungen gegen Eingeborene in wilden Ländern. Auch das Fehlen hiergegen ist, wie die oben erwähnte Unterschätzung des Gegners, ein Grund zu Niederlagen sowohl in der Englischen als auch in der sonstigen Kolonialgeschichte gewesen.

Zur Einleitung eines Angriffs kann man in Afrika bei der großen Ueberlegenheit unserer Waffe Infanterie- und Artilleriefeuer gleichzeitig verwenden. Ich hatte während der Kämpfe in Ostafrika die Anordnung getroffen, so lange als irgend möglich nur Salvenfeuer anzuwenden. Einmal ist dies bei Afrikanern die einzige Möglichkeit, den Patronenverbrauch in der Hand zu behalten, und dann machte ich auch die Erfahrung, daß die schwarzen Soldaten bei Salven bessere Schußresultate hatten als beim Einzelfeuer. Der Grund hierzu liegt darin, daß durch ein ruhiges Kommando die Aufregung des Mannes, ich möchte sagen, abgelenkt wird; er denkt, das Kommando „Feuer!“ erwartend, eben nur an seinen Schuß. Da der Feind bald das Kommando der Salven kennen lernt und sich, wie die Erfahrung in Ostafrika uns zeigte, auf „Legt an!“ niederwirft oder deckt, so übe man die Salven auch auf Pfiffe oder mit möglichst leiser Stimme gegebene Kommandos. Einzelfeuer habe ich meist nur von Europäern und guten Schützen geben lassen, um Patronen zu sparen.

Der Anlauf mit dem Bajonett ist für den Afrikaner fast immer von unwiderstehlicher Wirkung. Wo und sobald man glaubt, die Truppe ohne zu große Verluste mit Sturm an den Feind heranbringen zu können, soll man es thun. Buschiri gab bei einer späteren Aeußerung dem Eindruck eines Anlaufs Ausdruck, indem er sagte: „Plötzlich sprangen die Deutschen alle auf, stürzten wie wilde Büffel mit Wuthgebrüll und gesenkten Köpfen auf die Palliſaden los und rannten dieselben nieder.“ Beim Anlauf sollte man nicht versäumen, alle auf die Nerven des Gegners wirkenden Lärminstrumente, Hörner, Trommeln ꝛc.,

in Aktion zu setzen, auch schrilles Pfeifen zwischen dem „Hurrah“ ist von guter Wirkung.

Da hier schon mehrere Beispiele aus unseren Erfahrungen in Ostafrika gegeben sind, so will ich zum Schluß noch eines selbst gemachten Fehlers Erwähnung thun. Als ich den bei Mlembule äußerst stark befestigten Bwana Heri durch Feuer erschüttert glaubte, sandte ich in die als die schwächste gemeldete linke Flanke der Gegner die Sturmkolonne unter Lieutenant Rochus Schmidt, während ich den Feind von vorn durch intensives Feuer beschäftigte. Als die Hurrahs der in das Dickicht an der Befestigung eingedrungenen Angriffstruppe ertönten, ging ich mit dem Rest der Truppe über eine freie Thalsenkung vor. Plötzlich verstummte das Hurrah, die große Kriegstrommel des Feindes ertönte von Neuem, meine Sturmkolonne war unsichtbar, und ich hielt den Angriff für abgeschlagen, stand aber selbst auf offenem Gelände vor einer stark befestigten Front des Feindes! Zur Unterstützung des Angriffs wäre ich zu spät gekommen, die Aufnahmestellung für die abgeschlagene Truppe hatte ich aufgegeben und befand mich deckungslos vor der Stärke der feindlichen Stellung im Bereiche des wirksamsten Feuers. Zum Glück belehrte uns das Aufgehen der Deutschen Flagge, daß der Angriff gelungen und damit die Gefahr, in die ich durch unzeitiges Verlassen meiner Stellung meine Truppe hätte bringen können, beseitigt war.

IV. Angriff auf eine Afrikanische Befestigung.

In Ostafrika sind die meisten Dörfer befestigt, besonders stark diejenigen der größeren Häuptlinge. Eine Erkundung, die jedem Angriff auf eine Afrikanische Befestigung wenn irgend möglich vorausgehen muß, wird in den meisten Fällen irgend welche, die Unkenntniß oder Sorglosigkeit ihrer Erbauer verrathende Schwächen erkennen lassen. Eine schadhafte oder schwache Stelle in der Umfassung, die Möglichkeit, die Befestigung von dominirenden Punkten einzusehen und zu bestreichen oder unter Benutzung des Geländes nahe an sie heranzukommen, wird sich ebenso oft finden wie die Möglichkeit, das Trinkwasser abzuschneiden oder den Feind durch Anzünden der engstehenden, mit Grasdächern versehenen Hütten aus der Befestigung herauszutreiben.

Fast immer liegen die Verhältnisse so, daß sie Aussicht auf Gelingen eines Handstreichs bieten, besonders wenn dieser in der ersten Morgendämmerung ausgeführt werden kann. Der an und für sich schon durch jedes plötzlich eintretende Ereigniß leicht außer Fassung gebrachte Afrikaner braucht, aus dem Schlafe aufgestört, lange Zeit, seiner selbst Herr zu werden, oder ist, wenn der Angreifer ihn während der Nacht möglichst häufig beunruhigt hat, ermüdet. Viel aktionsfähiger, viel wagemuthiger und energischer wird der Neger, wenn sein Körper ausgeruht hat und durch eingenommene Nahrung oder gar durch übermäßiges Pombetrinken weit über seine sonstige Aktionsfähigkeit gehoben ist. Erklärlich wird dieser Umstand durch die viel geringere Selbstbeherrschung und

Willensstärke des Wilden (bei mangelhafter Führung treten diese Eigenschaften besonders zu Tage).

Vor einem Angriff muß man sich über die Stärke der Besatzung, über die Einheitlichkeit, Leitung und über die Eigenschaften des betreffenden Anführers Klarheit zu verschaffen suchen. Ohne einflußreiche und gewandte Führung, wie sie sich z. B. während der Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika bei Buschiri und dem ältesten Sohn und Vertreter Bwana Heris als besonders zu berücksichtigender Umstand zeigte, ist der Afrikanische Krieger leicht zu entmuthigen und leicht durch die Panik einzelner Feiglinge mit fortzureißen. Man kann dies durch die dem Afrikaner gewohnte despotische Regierungsform erklären. Der Häuptling ist fast immer ein Mann, der entweder durch physische und psychische Ueberlegenheit oder durch ihm angedichtete Zauberkräfte oder durch seine Abstammung einen unumschränkten und meist durch gewaltthätiges Auftreten aufrecht erhaltenen Einfluß ausübt, so daß man häufig kaum einen Unterschied kennt zwischen Untergebenen und Sklaven. So kann es kommen, daß einflußreiche Häuptlinge, in Ostafrika z. B. die bekannten Mtesa, Mirambo, Merere, in Südafrika die vielgenannten großen Sulufürsten, ihre Leute zu Leistungen hinreißen konnten, die den Kenner des Negercharakters in Erstaunen versetzen. Der erwähnte Mirambo, von dessen Kriegsthaten noch heute viele Marsch- und Kriegslieder berichten, trieb einst bei einem Gefecht seinen völlig absurden Ideen zu Liebe ganze Schaaren in den Tod. In solchen Fällen ist der Neger einer gewissen Begeisterung fähig, die allerdings mehr aus seiner Hingebung an den Führer als aus Kampfeslust oder gar Pflichtgefühl entspringt.

Junge Führer mögen stets bedenken, daß in Afrika in vielen Fällen durch Zugeständnisse, durch die man sich selbst nichts vergiebt, Gefechte zu vermeiden sind, und daß man dabei doch seinen Zweck vollkommen erreicht. Häufig werden selbst für junge Offiziere die Aufträge nur so allgemein gefaßt werden können, daß ihnen die

Entscheidung, ob sie mit Gewalt oder auf anderem Wege zu ihrem Ziele gelangen können, überlassen bleibt. Es ist wohl kaum nöthig, daran zu erinnern, welche Verantwortlichkeit der auf sich ladet, der aus übertriebener Kampflust, aus dem Wunsche, sich auszuzeichnen, nicht den zum Ziele führenden friedlichen Weg versucht.

Bei der Unentschiedenheit des Negers wird man ins Auge zu fassen haben, ob man nicht vortheilhafter ohne Blutvergießen zu seinem Ziele gelangen kann, indem man dem Feinde „goldene Brücken" baut, als wenn man die Entscheidung mit der Waffe sucht. Es gehört zu dieser Beurtheilung allerdings eine genaue Kenntniß des Charakters und der Eigenthümlichkeiten des Negers; jedenfalls will ich nicht unterlassen, an dieser Stelle den jungen Afrikanischen Führer vor jugendlichem Ungestüm und den oben erwähnten Verlockungen zu warnen und ihm zu rathen, den Kampf nur als die wirkliche ultima ratio anzusehen. Ausgiebige und theilweise schlimme Erfahrungen bei Maßnahmen, welche sich an dem jungen, ungestümen Führer selbst rächten, veranlassen mich zu dieser Aeußerung, die, streng genommen, nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes paßt.

Sicher ist es rathsam, dem Feinde, wie ich sagte, „goldene Brücken" zu bauen, wenn es sich nur darum handelt, die Macht des Europäers zu zeigen und hierdurch seine Autorität wieder herzustellen, ohne daß ein Grund zur Bestrafung vorliegt. Wenn es z. B. wichtig ist, einen bestimmten Platz zu nehmen, so kann es rathsam sein, von vornherein dem Angegriffenen ein Schlupfloch zum Entweichen zu lassen und dadurch die Nachhaltigkeit der Vertheidigung erheblich herabzumindern. Besonders muß man bei derartigen Maßnahmen in Erwägung ziehen, ob Vorgehen mit Gewalt bei der eigenen Truppe unverhältnißmäßig große Opfer fordert, Opfer, die sich bei weniger rücksichtslosem Vorgehen, ohne die Zwecke desselben zu gefährden, vermeiden lassen. Der Leiter einer Afrikanischen Expedition, den man mit wichtigen Auf-

trägen betrauen darf, muß also nicht nur zum militärischen Führer, sondern auch zum Afrikanischen Diplomaten geeignet sein, denn die nähere Art und Weise der Ausführung eines Auftrages darf dem Führer nicht vorgeschrieben, sondern es muß ihm überlassen werden, den Umständen gemäß zu handeln.

Andererseits ist aber wohl zu berücksichtigen, daß bei einem Feinde, den man nur mit den rücksichtslosesten Mitteln überwinden kann, eine sogenannte „goldene Brücke" eine ganz verkehrte Maßnahme wäre. Man möge daher an die Art der Afrikanischen Kriegführung nicht unseren gewohnten Maßstab legen, man ficht in Afrika meist mit einem Feinde, dem jedes Mittel recht ist. Wenn man ihm gegenüber nicht auch jedes Mittel für erlaubt hält, so befindet man sich oft genug im Nachtheil.

Ferner werden Maßnahmen, die mit dem Muthe und der Entschlossenheit des Gegners rechnen, viel seltener gelingen als solche, die sich auf seine Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit stützen.

Ernst gemeinte Ausfälle eines in seine Befestigung eingeschlossenen Feindes sind kaum zu erwarten; dagegen sind nächtliche Beunruhigungen, die mehr Lärm als Verluste verursachen, aber doch auf den eigenen, aus derselben Rasse rekrutirten Soldaten Eindruck machen, eine bei den Afrikanern beliebte Maßnahme.

Man möge trotzdem als Angreifer nicht versäumen, seine Stellungen durch Dornen oder besser durch Erdbedeckungen mit vorliegendem Verhau zu sichern. Nicht allein um den Verkehr von innen nach außen, sondern auch von außen nach innen abzuschneiden,*) lege man diese Stellungen so an, daß ihr Feuer das Gelände rings um die feindliche Boma bestreicht, ohne die eigene Truppe durch Kreuzfeuer zu gefährden.

Es empfiehlt sich, die Geschütze oder Maximgewehre für die Nacht aufzustellen und einzurichten. Zur Be-

*) Selten wird man beurtheilen können, ob nicht Freunde von außen den Belagerten zu Hülfe zu kommen versuchen.

leuchtung des Zwischengeländes bringe man Feuer zwischen den die Belagerten umschließenden Stellungen an, während natürlich die Lagerfeuer gelöscht oder geblendet werden müssen.

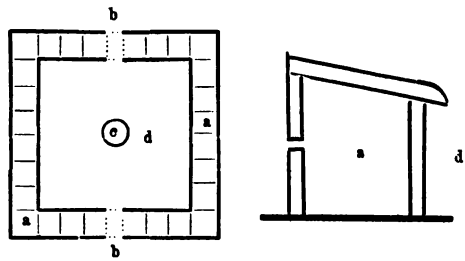
Es ist rathsam, seine Stellungen, wenn irgend angängig, nicht weiter als 600 m von der anzugreifenden Boma entfernt zu wählen. Sie befinden sich bei dieser Entfernung außerhalb des Durchschnittsfeuers des Feindes — der bei Weitem mehr mit Vorderladern als mit weittragenden Hinterladern bewaffnet ist — und gleichzeitig im Bereiche einer genügenden Schußwirkung der eigenen Truppe. Auch ist diese Entfernung noch allenfalls für Ausführung eines Handstreichs geeignet. Erlauben es Gelände und Bewaffnung des Gegners, näher an die Befestigung des Feindes heranzugehen, ohne sich dabei unnützen Verlusten auszusetzen, so ist dies natürlich vortheilhaft.

Man kann häufig aus hohen Bäumen Einsicht in die befestigten Dörfer des Feindes gewinnen, oft sogar aus solchen das Innere des Dorfes von guten Schützen unter Feuer nehmen lassen. Der Eingeborene hat vielfach nicht genügendes Verständniß, solche Schwächen zu erkennen, oder kann auch in der Eile der Vorbereitungen bei einem plötzlich drohenden Angriff starke Bäume in der Nähe des Dorfes nicht schnell genug niederschlagen und entfernen. In solchen Bäumen läßt man gegen das Dorf gesicherte Plattformen, nachdem das Material dazu bis zum Abend fertig gestellt ist, nachts einrichten.

Die Befestigungen der Afrikaner bestehen meist aus einer bis drei Reihen armstarker, 2 bis 4 m hoher Palliſaden, die durch Lehmbekleidung bis zur Schußhöhe oder durch vorliegende Gräben oder Dornverhaue verstärkt sind. Seltener findet man Steinwände oder Erdwälle als Umfassung. Ein schwer zu bewältigendes Hinderniß bilden hier und da die undurchdringlichen Dornendickichte, durch die im Zickzack ein enger, mit mehreren Thoren versehener Steig zum Dorfe führt.

Endlich sind als befestigte, zum Widerstand geeignete Punkte die Temben zu erwähnen, das sind in geschlossenem Viereck gebaute Wohnungen, deren Dächer nach innen abfallen und die nach außen Schießlöcher und nur einen oder zwei Ausgänge haben.

Grundriß. Profil.



a Wohnraum. b Thüren. c Reduit.
d Freier Hof für das Vieh.

Palliſaden, die ſchon längere Zeit ſtehen, ſind am Boden mehr oder weniger von Termiten zerfreſſen und laſſen ſich dann von außen leicht niederlegen. Nur auf reinem Sand- oder Felsboden können die Termiten ihr Zerſtörungswerk nicht vornehmen. Häufig ſind die Palliſaden untereinander verbunden oder durchflochten, was das Ueberſteigen ſehr erleichtert.

Für den Angriff ſind in Afrika feſt zuſammengeſchnürte, mannsſtarke Grasbündel, die beim Vorgehen gegen die Boma als Schild dienen, das beſte Mittel zum Ueberdecken der Dornverhaue und Ausfüllen der Gräben. Selbſt wenn keine Hinderniſſe vor den Palliſaden ſind, thut man gut, dieſe Bündel, wie erwähnt, zu benutzen, ſie gegen die Palliſaden zu werfen und durch ſie gedeckt ins Innere zu feuern. Es iſt dies möglich, da die Palliſaden ſelten behauen und meiſt lange, nicht völlig

gerade Knüppel sind, die vielfache Lücken aufweisen. Nur da, wo sie aus den gerade gewachsenen Palmenstämmen bestehen, trifft dies nicht zu. Die Grasbündel dienen außerdem beim Uebersteigen der Pallisaden als Auftritte.

Steinmauern, fast immer mit Lehm verbunden (Kalk ist im äquatorialen Afrika sehr selten), können nur eingerannt werden, denn ein Breschelegen derselben durch Geschütze würde bei den geringen Kalibern, die man mit sich führen kann, zu viel Munition kosten. Starke Mauern können natürlich nur überstiegen werden. Als Material zu Leitern verwendet man Bambusrohr. Dieses ist so leicht, daß Leitern, auf denen drei bis vier Mann zu gleicher Zeit nebeneinander aufsteigen können, immer noch gut transportirbar sind.

Erdwälle werden nur da zu finden sein, wo der in Afrika häufig vorkommende harte Lateritboden die Ausführung steiler, fast senkrechter Böschungen erlaubt. Hiergegen giebt es kein anderes Mittel als Uebersteigen, da die Wirkung der kleinkalibrigen Geschütze gegen solche Wälle ungenügend ist.

Dichtes Dornengebüsch, ein besonders unangenehmes Hinderniß in der feuchten Jahreszeit, muß, wenn es nicht abzubrennen ist, niedergelegt werden. Zu Anfang kann dies gefahrlos ohne die oben erwähnten Grasbündelschilde geschehen, nähert man sich jedoch dem inneren Rande, der vielleicht noch durch Pallisaden gesichert ist, so müssen diese Deckungen verwendet werden, um die Arbeiter vor dem feindlichen Feuer einigermaßen zu sichern. Man lasse hierbei zu Dreien derartig vorgehen, daß, während der Eine arbeitet, der Zweite einen Schutz (Grasbündel) vorhält und der Dritte mit fertigem Gewehr nach vorwärts sichert. Bei Temben muß die Außenwand eingerannt oder das starke Dach erstiegen werden, damit man von da ins Innere feuern und dann hinabspringen kann. In letzterem Falle lasse man nicht gleich die ersten auf

dem Dache Angelangten ins Innere springen, sondern man sammle auf dem Dache erst eine entsprechend starke Abtheilung, möglichst auf allen vier Seiten der Tembe, unterhalte ein scharfes Feuer, bis die nach dem Innern gelegenen, meist sehr dünnen Lehmwände durchschlagen sind, und lasse dann auf ein gegebenes Signal sämmtliche Leute auf einmal hinabspringen. Abtheilungsweise von den Dächern hinabzuspringen unter dem Feuer Anderer, die auf ihnen liegen bleiben, könnte in der Theorie vortheilhafter erscheinen, ist aber wegen der Gefährdung durch das eigene Feuer nicht rathsam. Befinden sich, wie es hier und da vorkommt, in der Mitte der Tembe noch eine oder einige befestigte Hütten, die meist die Wohnung des Häuptlings oder Dorfältesten sind und als Reduit dienen, so wird das Feuer von den Dächern zunächst auf diese zu leiten sein. Es wird in einem solchen Falle von der Stärke der Befestigung und der Besatzung abhängen, ob die Truppe zuerst in die Wohnungen der Umfassung oder in das Reduit eindringt.

Ich will nun den Verlauf eines Angriffs besprechen, wie er im Allgemeinen vor sich gehen wird, wenn ein Handstreich keine Aussicht hat oder mißlungen ist.

Wenn nicht andere Schwächen der Befestigung oder andere Punkte sich empfehlen, so wähle man als Angriffsobjekt einen ausspringenden Winkel. Geschütze oder bei geringer Stärke der Umfassung Maximgewehre oder kleine Abtheilungen der besten Schützen decke man so ein, daß sie die Rückseiten der Flanken dieses Winkels bestreichen. Die zum Sturm bestimmte Truppe feuert zuerst tief und zwar so lange, als der Feind, wie es häufig geschieht, unten durch die Boma schießt, dann, wenn das Feuer nachläßt, höher. Sobald man bemerkt hat, daß das Beschießen genügend gewirkt hat, gehe man im Marsch-Marsch an die Umfassung heran. Während dessen haben beide Geschütze oder Schützenabtheilungen ihr Feuer abzulenken; auch kann an

einer anderen geeigneten Stelle kurz vor dem Anlauf ein Scheinangriff stattfinden, der, sobald der wirkliche Anlauf erfolgt, aufhört und sich gegen die die Boma verlassenden Flüchtlinge wendet. Natürlich geschieht der Anlauf mit Hurrah, Blasen, Trommeln und allen möglichen Einschüchterungsmitteln. Eine große Kriegspauke ist hierbei sehr zweckmäßig. Nach Ueberwindung der Befestigung eines Dorfes, in dem die Häuser meist regellos und dicht gedrängt, nur schmale Gassen offen lassend, stehen, achte der Führer darauf, daß sich seine Leute sofort sammeln und nicht, wie sie versuchen werden, einzeln zwischen den Häusern nachdringen, denn einmal wird man nicht selten durch eine abermalige innere Boma überrascht, andererseits pflegen die Leute in die Häuser zu feuern und so Freund wie Feind zu gefährden. Auch darf erst auf besonderen Befehl mit dem Anzünden des Dorfes begonnen werden, damit man nicht selbst vor gründlicher Durchsuchung nach Waffen, Pulver, Lebensmitteln ꝛc. das Dorf zu verlassen gezwungen ist.*) Die weiteren Schritte ergeben sich für den Führer aus dem Benehmen des Feindes.

Man sollte, sobald der Feind überwunden ist, die Flüchtenden durch eingeborene Begleiter oder jene die Kavallerie ersetzende Truppe, die ich in dem folgenden Abschnitte: „Kriegsmärsche“ noch näher beschreiben werde, verfolgen lassen und alle Gefangenen außerhalb des Dorfes unter die Obhut des befehligenden Offiziers bringen. Auch bei der nun folgenden Plünderung lasse man Alles, was zur Verpflegung der Truppe dient und sonst nicht niet- und nagelfest ist, ebendahin von der Truppe zusammentragen und erlaube nicht, daß ein Mann etwas

*) Am Kilimandscharo wurde ein Theil meiner Truppe durch frühzeitiges Feuern, welches in der Hütte des Häuptlings einen ansehnlichen Pulvervorrath entzündete, stark gefährdet. Nur durch einen Zufall befanden sich in nächster Nähe der Explosion keine Leute.

für sich behält. Der Führer hat über die Vertheilung zu entscheiden, wobei besonders darauf Rücksicht genommen werden muß, daß das Gepäck der Mannschaften nicht unnöthig beschwert wird. Da man ein befestigtes Dorf nach der Einnahme meist niederzubrennen hat, ist aus praktischen Gründen stets eine Plünderung geboten. Das Anzünden des Dorfes geschieht danach durch besonders damit beauftragte Leute, und es ist aus oben erwähnten Gründen streng darauf zu halten, daß dies nicht Unbefugte thun. Hat der Brand die Befestigungen nicht mit zerstört, so hole man dies nach, denn meist ist die Befestigung eines Dorfes für die Eingeborenen eine weit größere Arbeit als der Aufbau ihrer leichten Hütten. In Afrika ist das Zerstören einer befestigten Dorfschaft häufig das einzig mögliche Strafmittel, denn die Eingeborenen verlassen oft schon beim Anmarsch die Dörfer und nehmen alles einigermaßen Werthvolle mit sich.

Wie ich später bei Besprechung der Ausrüstungen von Kriegsexpeditionen erwähnen werde, sollte man vor dem Angriff auf ein Dorf ausreichendes Schanzzeug sicher stellen. Man kann die verhältnißmäßig geringe Zahl von vorhandenen großen Buschmessern aus den Waffen befreundeter Eingeborener vergrößern, denn unser kleines Seitengewehr ist zur Niederlegung dichter Afrikanischer Dornenhecken wenig geeignet. Zur Ueberbrückung von Gräben werden selten Planken zur Hand sein; man stellt dann am besten aus fest verschnürten Bambusrohren, Rippen der Raphia vinifera (Weinpalmen) oder anderem leichten Holzmaterial eine Art Brückenbelag her. Will man Gräben ausfüllen, so hat dies mit fest verschnürten Gras- oder Buschbündeln zu geschehen, die, wie schon erwähnt, bis an den Rand des Grabens schildartig zur Deckung benutzt werden.

Oft wird es gelingen, eines Dorfes Herr zu werden durch Anzünden der fast immer eng stehenden, aus Gras gebauten oder damit bedeckten Hütten, besonders

in der trockenen Jahreszeit. Natürlich entwickelt ein solches Feuer, auf der Windseite angesteckt, eine solch intensive Hitze, daß der Feind, den man durch heftiges Gewehr- oder Geschützfeuer vom Löschen abzuhalten sucht, nicht im Dorfe bleiben kann. Leider ist unser kleines 3,7cm Schnellfeuergeschütz zum Inbrandschießen nicht geeignet, und man muß sich mit anderen Zündungsmitteln behelfen, solange es nicht gelingt, einen kleinen, von Trägern leicht transportirbaren Mörser (der aus Aluminium angefertigt werden könnte oder dessen eigentliches Rohr sich wieder in einem eng umschließenden Metallmantel befindet, der auch die Schildzapfen trägt) zu konstruiren. Die nähere Beschreibung von Brandern werde ich im Abschnitt VII: „Feld-Pionierdienst in Afrika", S. 56 f., geben.

V. Kriegsmärsche und Lagerdienst in Afrika.

1. Kriegsmärsche.

Die Wege in Afrika, die Karawanenstraßen, die Pfade von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm sind ausschließlich Fußsteige, die so schmal sind, daß nur ein an Afrikanische Märsche gewöhnter Mann ohne Unbequemlichkeit auf ihnen vorwärts kommen kann. Sie bilden in der Regenzeit vielfach Rinnsale und sind infolge dessen derartig ausgewaschen, daß man Fuß vor Fuß setzend marschiren muß. Außerhalb der Wege zu gehen, ist im Allgemeinen nur auf kurze Strecken möglich. Jemand, der sich einbildet, man könne mit dem Kompaß in der Hand durch die Wildniß marschiren, hat keine Ahnung von der Unpassirbarkeit der Afrikanischen Vegetation. Erst wenn diese von den alljährlich über sie dahin eilenden Bränden gelichtet ist, sind für zwei bis drei Monate die Verhältnisse günstiger. Jede Truppe ist gezwungen, im Gänsemarsch zu marschiren und ihre Geschütze, Munition, Gepäck ꝛc. durch Träger oder Lastthiere fortzuschaffen, denn Wagen sind aus dem oben angeführten Grunde unverwendbar, wenigstens als Begleitung einer in der gewöhnlichen Marschgeschwindigkeit marschirenden Truppe.

Pferde sind an das Klima des äquatorialen Afrika nicht zu gewöhnen. Alle anderen Lastthiere bereiten derartige Unbequemlichkeiten beim Auf- und Abladen, beim Passiren von Dickichten, Schluchten, Wasserläufen und überhängenden Bäumen und erfordern bezüglich der Pflege, des Futterns und Tränkens so umständliche Maß-

nahmen, daß man nach allen Versuchen immer wieder auf die Träger zurückkommt, solange nicht Straßen gebaut werden. Straßenbau ist aber in Afrika verhältnißmäßig theuer, denn er erfordert eine unausgesetzte Arbeit und fortwährende Geldopfer, weil schwere Regengüsse und die wild wuchernde Flora sehr bald die Arbeit des Menschen zerstören. Bauten aus Holz, wie Brücken, Dämme u. dergl., erliegen oft in Jahresfrist dem Termitenfraß.

Derartige Umstände erschweren die im Lande eines Afrikanischen Feindes besonders wünschenswerthe Gefechtsbereitschaft und Sicherung auf dem Marsche.

Der Marsch in der Kolonne zu Einem, die Trägerkolonne und die vielen Hindernisse im Wege ziehen die Truppe auf dem Marsche derart auseinander, daß ein Aufmarschiren zum Gefecht eine zur Stärke der Truppe unverhältnißmäßig lange Zeit beansprucht. Die wechselnden Abstände in der Marschkolonne sind meist derartig, daß selbst eine Entwickelung nach den Seiten erschwert und der Zusammenhang der Truppe bei Ueberfällen gefährdet ist. Ein Trupp von 1000 Mann mit dem für Kriegsmärsche möglichst verminderten Gepäck zieht sich selbst bei gutem Marsch auf etwa 5 km, also eine Wegstunde, auseinander und bedarf zum beschleunigten Aufmarsch nach vorn mindestens 45 Minuten, bei Berücksichtigung der großen Beweglichkeit des Feindes eine sehr lange Zeit.

Die Länge einer marschirenden Truppe vergrößert sich im Verhältniß zur Stärke der marschirenden Abtheilung nicht gleichmäßig. Die durch die erwähnten Verhältnisse verursachten Abstände innerhalb der Marschkolonne vergrößern sich vielmehr mit der Stärke der marschirenden Truppe, so daß man z. B.

auf 100 Mann 250 m,
= 400 = 1500 =
= 600 = 2500 =

Marschlänge rechnen kann. Noch mehr Wegeraum als die marschirende Truppe nimmt die Träger-

kolonne ein. Träger kann aber selbst eine Truppe, die keine Geschütze mit sich führt, nicht entbehren, denn die Europäer der Truppe bedürfen eines gewissen Komforts, um aktionsfähig zu bleiben. Zelt, Bett mit wollenen Decken, Anzüge und Wäsche zum Wechseln, Kochapparat und einige Lebensmittel (Kaffee, Zucker und Kognak sind die wichtigsten) erfordern zwei bis vier Trägerlasten auf den Europäer. Es kommt hier sodann die Frage des Munitionsersatzes zur Erwägung. Man kann den Soldaten, der mit M/71 bewaffnet ist, mit nicht mehr als 100 Patronen belasten. Das ist für den Fall eines Buschgefechts, bei dem die Feuerleitung nicht in den Händen der Führer bleibt, sehr wenig, da der Neger mehr als der Europäer zum unüberlegten, schnellen Feuern geneigt ist. Ein gewisser Ersatz muß also stets zur Hand sein. Ein Träger trägt 400 bis 500 Patronen, also nur den Ersatz für 5 Mann. Es ist schwer, die Mitte zu finden zwischen der nöthigen Patronenzahl und der erwünschten Verminderung der für eine Kriegskarawane hinderlichen Trägerkolonne.

Die Einführung des Gewehrs M/91 auch für die Schutztruppe ist kürzlich vorgeschlagen worden. Es hat den am meisten ins Gewicht fallenden Vortheil der leichteren Patrone und der bekannten weit größeren Feuerwirkung, und zwar bis auf Entfernungen hin, die die Grenze, bis zu der das Gewehr in Afrika zur Verwendung kommt, bedeutend überschreiten.

Aber das Gewehr M/91 ist für den Afrikanischen Soldaten nicht einfach genug. Ob freilich dieser Grund genügt, von der Einführung des Gewehrs M/91 Abstand zu nehmen, können nur Versuche ergeben.

Bemerken möchte ich noch, daß die Rauchlosigkeit unserer neuen Patronen gegenüber den Vorder- und Hinterladern älterer Modelle mit starker Rauchentwickelung auch zum Vortheil für die Einführung des M/91 angeführt werden kann.

Nur auf Kosten der Marschgeschwindigkeit (5 km in der Stunde) ist die Karawane einigermaßen geschlossen zu erhalten. Man vertheile die Europäer und schwarzen Offiziere und Unteroffiziere so, daß die Leute, die stets im Laufschritt auf ihren Führer aufzuschließen gehalten sind, nicht durch zu weites Laufen ermüdet werden, also jedesmal nach ungefähr 20 bis 30 Mann einen Führer.

Die zweckmäßigste Marschordnung zum Zwecke der Sicherung und möglichsten Gefechtsbereitschaft ist folgende:

Vorn als Sicherung ein schwarzer Unteroffizier mit 4 bis 10 Mann, die auf dem Wege nach vorwärts und seitwärts so gut als möglich sichern. Ihr Gepäck möge, wenn thunlich, Trägern übergeben werden. Ein des Weges kundiger Führer, meist ein Eingeborener, marschirt bei oder unter Bewachung der Spitze (wenn man fürchtet, daß er fortläuft, nehme man ihm seine Waffen ꝛc. ab). Hat man unter den Soldaten einen Landes- oder auch nur Sprachkundigen, so theile man ihn der Spitze zu und wähle im Uebrigen aufgeweckte, flinke, praktische Leute.

Ein Mann der Spitze trägt ein Buschmesser, einer eine Axt, ein anderer einige grüne Zweige, die er auf die von Nachzüglern zu vermeidenden Seitenpfade legt, damit die Nachkommenden den rechten Weg nicht verlieren. Ein Büschel Gras oder ein mit einem Stock oder Messer über den Weg in den Boden eingerissener Strich thun dieselben Dienste, während man, was hier gleich erwähnt sei, in vielen Gegenden Afrikas die nach den Feldern abführenden Fußsteige durch einen Hieb mit der Hacke mitten in den Weg hinein bezeichnet.

Seitwärts des Weges wird wegen dichter Bewachsung des Geländes die Sicherung meist nur unvollkommen sein können *)

Dann folgt der Vortrupp in Stärke eines Zuges, am Kopf des Haupttrupps eine Maximmitrailleuse, die

*) Siehe über anderweitige Maßregeln noch S. 32 ff.

so bereit gehalten werden muß, daß sie in mindestens 30 Sekunden schußfertig ist, zum Abstreuen des Geländes gegen gedeckte Schützen oder zum Aufhalten eines überraschenden Angriffs auf den Kopf der Karawane, also um als Aushülfe zu dienen für den langsamen Aufmarsch nach vorn.

Dann folgt ein Theil des Haupttrupps, das oder die Schnellfeuergeschütze, die, sobald vorn Schüsse fallen, montirt und dann gefahren werden. Bis dahin werden sie von Trägern transportirt, von 2 Mann das Rohr, von 2 Mann die Laffete und von 2 bis 4 Mann Munition und Zubehör. Diese Träger müssen ausgesucht gute und kräftige Leute sein und vorzüglich im Montiren und Auseinandernehmen ausgebildet werden. Da der Führer einer Mitrailleuse oder eines Geschützes immer ein Europäer ist, die Träger aber zugleich die Bedienungsmannschaften bilden, so ist der Führer — natürlich ein Unteroffizier — stets allein für die schnelle Feuerfertigkeit seiner Waffe verantwortlich zu machen, wenigstens solange dieselbe von Menschenkräften getragen wird. Bei der unglücklichen Vernichtung der Zelewskischen Karawane durch die Wahehe waren die Geschütze auf Esel und Maulthiere verladen, die bei dem Lärm des beginnenden Gefechts so scheu und störrig wurden, daß ein schnelles Montiren hierdurch verhindert ward und kein Geschütz zum Feuern kam.

Es folgt der Rest des Haupttrupps, hinter diesem die Trägerkolonne, die möglichst — wenn auch nur mit Vorderladern — zu bewaffnen und eventuell mit Soldaten zu untermischen ist.*) Der Nachtrupp und eine Nachspitze von 4 bis 10 Mann schließen die Karawane. Der Arzt, der Lazarethgehülfe, die Apothekenträger, einige

*) Auf meinen früheren Expeditionen hatte ich absichtlich stets einen Theil meiner Leute mit Vorderladern bewaffnet, weil auf jahrelangen Reisen der Munitionsersatz eine sehr ernste Frage wird. Da sich bei allen Gefechten die mit Hinterladern bewaffneten Leute sehr bald verschießen, so war es mir eine

Reserveträger mit Hängematten für Verwundete und Reservereitthiere folgen der Trägerkolonne. Der Arzt hat den Auftrag, keinen Mann der Karawane zurückzulassen, d. h. ihn im Nothfalle mit allen ihm zu Gebote stehenden Transportmitteln vorwärts zu bringen. Wird die Zahl der Verwundeten oder Marschunfähigen zu groß, so hat er durch einen bei ihm marschirenden Hornisten oder durch drei Schüsse, die eventuell von weiter vorn marschirenden Offizieren weiter gegeben werden, dem Führer des Vortrupps Signal zum Halten zu geben. Dasselbe hat der Führer des Nachtrupps, der mit einem Zuge und der erwähnten Nachspitze von 4 bis 10 Mann die Kolonne schließt, zu thun, wenn er bemerkt, daß die Abstände in der Karawane zu weit geworden sind. Die gegebenen Zahlen sind nur ein allgemeiner Anhalt. Je nach Umständen ist jede Sicherung stärker oder schwächer zu machen.

Es ist leicht ersichtlich, daß die erwähnten Sicherheitsmaßregeln nur unvollkommen sind, da Seitenpatrouillen oder stärkere Seitensicherungen auszuscheiden sich durch die Bewachsung des Geländes meist verbietet; sie würden unter keinen Umständen in der wegelosen Wildniß mit der Karawane Schritt halten können. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß es Karten und Pläne nicht giebt, Nachrichten über den Feind fehlen und Eingeborene bei Kriegsmärschen selten auszufragen sind, sie sind meist geflohen oder machen unzuverlässige Mittheilungen. Ferner ist die Beweglichkeit des Feindes, der jeden Weg und Steg kennt, keine Trägerkolonne braucht, meist viel leichter bewaffnet ist und weder Munition noch Gepäck zu tragen hat, eine solche, daß sich die Lage überraschend schnell ändert.

Es giebt nach meinen Erfahrungen nur zwei Mittel, einige Sicherung gegen überraschende Angriffe, Ueberfälle

---

gewisse Garantie, immer noch durch einen Theil der Truppe das Feuer bis zur Vertheilung neuer Patronen hinhalten und hierdurch das den Feind stets ermuthigende gänzliche Aufhören des eigenen Feuers verhindern zu können.

und Hinterhalte während des Marsches sich zu verschaffen. Eines derselben sollte man wenigstens immer anwenden.

Man organisire als Ersatz für Kavallerie eine aus jungen, leichtfüßigen, intelligenten Negern bestehende Truppe, bewaffnet mit Karabiner, Messer und höchstens 20 Patronen oder mit Speer und Revolver (hauptsächlich zum Signalschuß), nicht uniformirt, sondern wie die Eingeborenen möglichst nackt und beweglich, jedoch derart kenntlich gemacht, daß nicht die Truppe selbst sie mit dem Feinde verwechselt.

Diese Leute lasse man in Trupps von 10 bis 20 Mann unter intelligenten Führern mit einem Vorsprung von 1 bis 3 Stunden morgens noch vor Tagesanbruch, bevor die Zelte abgebrochen sind und die Karawane marschfertig ist, in der allgemeinen Marschrichtung vorgehen, alle Seitenwege bis zu einer gewissen Entfernung von der Hauptrichtung betreten und alle erreichbaren Dörfer beobachten oder absuchen. Auch setze man für denjenigen, der den Feind findet oder Gefangene einbringt, eine Belohnung aus. Man gebe ihnen die ungefähre Lage des nächsten Lagers und die Zeit des Haltes an. Gleichzeitig lasse man sie fouragiren, hierdurch erzielt man den besonderen Vortheil, daß sie sich beim Suchen nach Vieh und Proviant in alle Wege zerstreuen. Diese Trupps haben, sobald sie auf einen überlegenen Feind stoßen, sich durch ein kurzes heftiges Feuer hörbar zu machen und unter dem Eindruck desselben, so schnell sie die Beine tragen, in der Richtung der marschirenden Kolonne zurückzuziehen, mehrfach noch während des Laufens Schüsse abgebend. Die Mannschaften dieser Truppe verwende man auch vom Lager aus ausgiebig zum Patrouillendienst, halte sie jedoch nachts im Lager, um Verwechselungen vorzubeugen, und quäle sie weiter nicht mit Erziehung zu einer strengen Disziplin. Auch zur Verfolgung des meist in regelloser Flucht abziehenden Feindes wird sich eine solche Truppe am besten eignen.*)

*) Vergl. S. 41.

Das andere Mittel, das ich mit Vortheil, wenn irgend angängig, angewendet habe, ist eine Sicherung durch verbündete Eingeborene, die, für die Truppe kenntlich gemacht, sich plündernd und fouragirend in möglichst großer Anzahl im Gelände ausbreiten müssen, den Afrikanischen Krieg führen und bei der ruhig ihren Weg verfolgenden Truppe melden, wenn sie auf eine Befestigung oder einen stärkeren Feind stoßen, dem sie nicht gewachsen sind. Die reguläre Truppe bildet für sie stets den Sammelpunkt bei derartigen Ereignissen oder sonst in bestimmten Zeitintervallen. Zu instruiren sind diese Horden, daß sie, wenn sie für die Nacht keine sichere Lagerstelle finden, abends zum Lager kommen, daß sie sich nachts dem Lager nur nähern, wenn es durchaus nöthig ist (für welchen Fall ihnen eine Losung zu geben ist), und daß sie nur Bewaffnete, nicht aber Weiber, Kinder und unbewaffnete Männer tödten, hingegen Alle als Gefangene einbringen können.

Diesen Aufgaben sind Eingeborene völlig gewachsen; sie werden, durch Belohnungen angespornt, sie erstaunlich gut ausführen. Auch sind sie, nachdem der Gegner eventuell durch die reguläre Truppe geworfen ist, zur Verfolgung am besten geeignet. Diese Sicherungsmaßregel ist dem Schleier unserer Kavallerie am ähnlichsten; sie wird jedoch häufig nicht nur nach vorwärts und nach beiden Seiten, sondern auch nach rückwärts anzuwenden sein.

Da eine derartige Sicherung bei der Unzuverlässigkeit der Eingeborenen keine ausreichende Garantie für alle Fälle bietet, so muß die regulär marschirende Kolonne stets eines überraschenden Angriffs des Feindes gewärtig sein. Zur Abwehr eines solchen giebt es nach meiner langjährigen Erfahrung nur eine Maßnahme.

Zunächst marschirt die Truppe beim Kriegsmarsch stets mit geladenem und gesichertem Gewehr und bei besonders dicht bewachsenem Gelände mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Sobald Schüsse fallen oder Kriegsgeschrei der Eingeborenen vernommen wird (in Ostafrika meist eine Nachahmung des Geschreis der Hyäne, ein langgezogenes U—i', ui'), oder Eingeborene zum Kampf erscheinen, läuft jeder Mann in der Kolonne nach vorwärts bis zu seinem Führer, so daß nach der schon oben erwähnten Marschordnung innerhalb einiger Sekunden Knäuel von je 20 bis 30 Mann um ihre Führer geschaart den Weg besetzt halten. Jeder Führer, der nicht mit seinem Knäuel ficht, und derjenige, der den Gegner zurückgewiesen hat, führt seine kleine Abtheilung, wie bei uns im Karree, eventuell mit ausspringenden Schützen, in ruhigem Schritt vorwärts bis zum nächsten Führer, vereinigt sich mit diesem zu einem stärkeren Knäuel ꝛc. bis zum nächsten Europäischen Offizier, der dann die weitere Führung übernimmt und den Umständen entsprechend handelt. Es kommt also darauf an, dem überraschend auftretenden Feinde möglichst starke Trupps mit der Front nach allen Seiten entgegenzustellen und die Leute so schnell wie möglich unter die Leitung eines Führers, womöglich eines weißen Offiziers, zu bringen.

In einer kleinen Broschüre über das Verhalten einer Afrikanischen Truppe auf dem Marsche und bei Ueberfällen (von einem Nichtsoldaten) wurde vorgeschlagen, vor Betreten eines unübersichtlichen Geländes einige Schüsse oder Salven blindlings abzufeuern, um hierdurch einen eventuellen Hinterhalt aufzudecken. Dieses ist, wie Jeder weiß, der Kriegszüge in feindlichem Gebiet mitgemacht hat, ein Vorschlag, der sich aus wichtigen Gründen verbietet. Bei den vorherrschenden Geländeverhältnissen des äquatorialen Afrika würde man eine solche Maßnahme viel öfter anwenden müssen, als es die oben erwähnte schwierige Frage des Munitionsersatzes erlaubt. Der Feind würde auch bald den Zweck dieser Schüsse durchschauen und sich durch sie nicht vertreiben lassen. Außerdem ist diese Maßnahme, wie folgendes Beispiel zeigt, nicht unbedenklich. Der Führer einer Expedition

des Antisklavereikomitees, ein junger Afrikaner, der offenbar den oben erwähnten Vorschlag gelesen hatte, war sehr erstaunt, auf dem Wege weggeworfene Lasten einer Handelskarawane zu finden, deren Träger unsichtbar waren. Er hatte zum Zwecke der Sicherung in das mit hohem Grase bewachsene Vorgelände eine Salve geben lassen, gerade in eine ihm begegnende Handelskarawane hinein. Das Glück wollte es, daß Niemand getroffen war.

Um einem etwaigen Mißverständniß vorzubeugen, erwähne ich zum Schluß, daß der früher von mir für die Schutztruppe gegebene Befehl, auf Kommando des Zugführers die Nr. 1 rechts-, die Nr. 2 linksum zum Abwehren eines die Karawane bedrohenden Feindes zu machen, sich nur auf die Märsche in den unabsehbar weiten Ebenen des Massailandes bezog. Gegen diese einer mit Hinterladern bewaffneten Truppe gegenüber sehr im Nachtheil befindlichen Wilden, die nur mit Handwaffen (einem hellebardenartigen, mächtigen Speer, einem kurzen Schwert und hier und da einer Keule) bewaffnet sind, genügte diese Maßregel vollständig. Daß sie aber in einem schwierigen Gelände unanwendbar ist, liegt auf der Hand.

2. Lagerdienst.

Die Auswahl eines Lagerplatzes in der Wildniß hat oft große Schwierigkeiten. Selten wird man alle Anforderungen, die man an einen solchen stellen muß, an einer Stelle vereinigt finden, wie dies zum großen Theil in Europa in der Nähe von Ortschaften der Fall ist. Trinkwasser, Brennholz, Bäume und Gras zu Lagerbauten, womöglich Schattenbäume, die nach anstrengendem Marsche die erste Erquickung bieten, eine gute Lage im Gelände in militärischer und hygienischer Beziehung, Nähe von Ortschaften oder Vorhandensein von Wild zur Verpflegung sind die erwünschten Umstände, die man vereinigt nur ausnahmsweise antreffen wird.

Der Führer hat sich daher darüber klar zu sein, welche unter den genannten Gesichtspunkten für die allgemeine Lage jedesmal die wichtigsten sind. Selbstverständlich ist das Haupterforderniß stets Vorhandensein bezw. Beherrschung von möglichst gutem Trinkwasser. Brennholz wird selten, d. h. nur in weiten Grassteppen, fehlen. In solchem Gelände möge der Führer während des ganzen Marsches wenigstens trockene Reiser sammeln lassen. Um bei Wahl eines Lagerplatzes vom Vorhandensein von Stangenholz, Büschen und Gräsern zum Errichten von Hütten unabhängig zu sein und um den Leuten Zeit und Arbeit zu ersparen, habe ich meiner Truppe einfache kleine Zelte für je zwei Mann gegeben. Die geringe Beschwerung des Gepäcks des Mannes durch ein solches Zelt steht in keinem Verhältniß zu genannten Erleichterungen und zu den hygienischen Vortheilen, die dadurch den Leuten geboten werden. Hat eine Truppe voraussichtlich mehrere Tage an demselben Orte zuzubringen, so ist es besonders für die Regenzeit anzurathen, am Morgen des zweiten Tages Hütten aus Holzstangen bauen zu lassen, die pyramidenförmig zusammengesetzt, mit flachen Büschen oder Palmblättern belegt und dann mit Gras regendicht eingedeckt werden. Solche Hütten sind bei Weitem kühler am Tage und wärmer bei Nacht als Zelte, die, wenn nicht im Schatten stehend, durch unerträgliche Hitze ganz unbrauchbar werden.

An militärischen Rücksichten bei Auswahl eines Lagerplatzes ist hier nur hervorzuheben, daß dieser das Gelände ringsumher beherrschen muß. Sind nächtliche Beunruhigungen — die im Allgemeinen weniger wegen der Verluste als wegen der moralischen Einwirkung unangenehm sind — zu vermuthen, so ist das Vorgelände frei zu machen, und leicht und schnell herzustellende Buschverhaue sind anzulegen. Niemals versäume der Kommandeur einer Truppe, mit einer wenn auch noch so einfachen Boma das Lager zu umgeben. Diese besteht je nach den Verhältnissen aus einer Strauchhecke, aus

einem dichten Baumverhau oder aus einem hohen Schützenaufwurf. Schon der Disziplin und Lagerordnung wegen ist das Anbringen einer solchen Boma, die sowohl vor Beunruhigung durch Raubthiere als vor überraschendem Einbruch des Feindes Schutz gewährt, rathsam.

Die hygienischen Rücksichten erfordern hauptsächlich Vorhandensein von gutem Wasser zum Trinken und Kochen, Vermeidung der Nähe eines sumpfigen Geländes und Bestimmung der Richtung, in der die Leute auszutreten haben. Im dichten Urwald, obgleich dieser am Tage angenehmen Schatten bietet, lagert der Neger ungern wegen der nächtlichen Kälte und Feuchtigkeit und der häufigen Beunruhigung durch Insekten, unter denen die Treiberameise, die sich am häufigsten an dicht bewaldeten Stellen findet und oft ein ganzes Lager in Aufruhr setzen kann, die unangenehmste ist.

Verpflegungsrücksichten erfordern die Nähe von Ortschaften, in denen man Lebensmittel bei befreundeten Eingeborenen ankaufen, bei feindlichen fortnehmen kann. Ein guter Wildstand liefert besonders dem Europäer Gelegenheit, seine schwarzen Leute mit ihrem größten Leckerbissen, mit Fleisch, zu versehen. Der Fleischtopf ist für Neger am Lagerfeuer stets die Veranlassung, ein kleines Fest zu feiern.

In Ostafrika nennt man ein Lager Kilombo oder Kampi.

Der Führer der Truppe möge sich bei der Wahl des Lagerplatzes nicht zu sehr an die Nähe der Straße gebunden halten. Er kann diese, wenn er seitwärts einen geeigneten Platz findet, durch einen stärkeren Posten beobachten lassen.

Beim Beziehen des Lagers theilt zunächst der Führer des Vortrupps eine Lagerwache ab, während die Spitze nöthigenfalls die nächste Umgebung untersucht. Es wird dann die ganze Karawane, wie sie der Reihe nach eintrifft, im Kreise oder vielmehr in der Umgebungslinie des Lagers so aufgestellt, daß für jeden Mann der Truppe

(nicht Träger) 1 bis 2 m der Umfassung kommen. Dann setzt die Mannschaft ihre Gewehre zusammen und legt das Gepäck vor sich nieder, die Träger entledigen sich ihrer Lasten an einem zu bestimmenden Ort innerhalb des Lagers, die Geschütz- und Mitrailleusenträger montiren ihre Waffen und stellen sie vor dem Zeltplatz des Lagerkommandanten auf. Kompagnie- oder abtheilungsweise werden dann die Kommandos zum Herbeischaffen von Wasser und Brennholz, zum Aufschlagen der Zelte der Offiziere und Unteroffiziere, zum Heranholen von Material für die Boma ꝛc. bestimmt. Erst nach Beendigung dieser Arbeiten, die, wenn nöthig unter dem Schutze ringsum ausgesandter Patrouillen ausgeführt werden, schlagen die Leute dicht an der inneren Seite der Boma ihre Zelte auf oder bauen ihre Hütten. Sobald die Kompagnien gemeldet haben, daß ihre Arbeiten beendigt sind, erfolgt das Signal zur Ausgabe von Proviant, der vorher von den Trägern oder den möglichst zeitig ins Vorgelände ausgesandten Patrouillen herbeigeschafft und bereit gelegt worden ist. Wenn in den Korporalschaften endlich der Proviant an die aus vier bis fünf Mann bestehenden Kochgenossenschaften vertheilt ist, wird das Signal zum Sammeln der Kranken beim Zelt des Arztes oder Lazarethgehülfen gegeben. Die neue Lagerwache hat vor dem Zelte des Lagerkommandanten, bei dem auch die Geschütze stehen und die Flagge aufgepflanzt wird, aufzuziehen. Sie hat die Ordnung im Lager aufrecht zu erhalten und auch besonders dafür zu sorgen, daß im Lager verkehrende Eingeborene den nächsten Platz ums Zelt des Kommandanten nicht betreten, außer wenn sich ein Häuptling offiziell anmeldet, und daß überhaupt niemals eine zu große Anzahl Eingeborener sich ins Lager drängt, besonders wenn das Verhältniß mit ihnen kein ganz sicheres ist.

Erst am Abend werden die Befehle für die Nacht und den nächsten Morgen ausgegeben.

Die Leute dürfen sich ohne besondere Erlaubniß ihres Kompagniechefs nicht weiter als 300 bis 500 m vom Lager entfernen. Das Betreten größerer Ortschaften ist überhaupt nur unter besonders günstigen Verhältnissen zu gestatten. Um 6 Uhr abends wird Ruf geblasen. Es werden dann die noch im Lager anwesenden Eingeborenen ausgewiesen. Beim Zapfenstreich um 6 Uhr 15 Minuten treten sämmtliche Truppen und auch die Träger an die Gewehre, nehmen diese in die Hand, laden und sichern sie, pflanzen auch das Seitengewehr auf, wenn nächtliche Beunruhigungen nicht ausgeschlossen sind, und legen ihre Waffen neben ihre Schlafstelle. Die Sicherheitsmaßregeln für die Nacht werden getroffen und, falls nöthig, eine Losung ausgegeben. Der Anruf der Posten bei Nacht in Ostafrika ist am besten „nani“ („wer da?“, eigentlich „wer?“).

Wie beim Alarm angetreten wird, kann am besten ein- für allemal bestimmt und eingeübt werden.

Am Morgen mit dem ersten Schein der Dämmerung, also meist 5 Uhr 30 Minuten, wird Reveille geblasen, 15 Minuten später werden die Offizierzelte von den dazu bestimmten Leuten abgebrochen, und wieder 15 Minuten später tritt die Karawane in der befohlenen Marschordnung vor dem Lager an.

Nächtliches Lärmen, Tanzen, Singen verbiete man ohne besondere Gründe nicht, denn der Neger ist gewöhnt, besonders in mondhellen Nächten seine harmlosen Feste zu feiern, er würde ein durch nichts Besonderes begründetes Verbot nicht verstehen. Der Schlaf der nicht am Tanze theilnehmenden Neger ist außerdem ein so gesunder, daß sich der, welcher der Ruhe bedarf, nicht stören läßt.

VI. Verfolgung, Vertheidigung und Rückzug in Afrika.

1. Verfolgung.

Die Europäische Kriegskunst lehrt: „Erst durch eine energische Verfolgung erhält der Sieg seine Bedeutung.“ Diese Lehre stimmt für Afrika nicht. Wenn man verfolgen will, muß man eine Truppe haben, die schneller ist als der Feind oder die große Masse desselben. Kavallerie können wir aber in unseren äquatorialen Kolonien nicht verwenden, denn einmal bringt das Klima den Pferden überraschend schnell den Tod, und andererseits macht auch die dichte Bewachsung des Geländes die Bewegung der Kavallerie zur Unmöglichkeit. Im Afrikanischen Gelände verschwindet der geschlagene Feind wie wenn ihn der Boden verschlungen hätte. Nur in seltenen Fällen wird eine Verfolgung möglich sein, z. B. in offenen Ebenen, aber auch da sind die Resultate einer Verfolgung wegen der erstaunlichen Leichtfüßigkeit des fliehenden Afrikanischen Kriegers nur gering. Der Gegner hat keine taktischen Verbände, er ist nicht mit Uniform, Munition ꝛc. beladen, er ist leichtfüßig wie das Wild, kennt jeden Weg, jeden Baum und Stein; jeder Mann sucht sich selbst so schnell als möglich aus dem Gesichtskreis des Siegers zu bringen, er erklettert dichtbelaubte Bäume*) und verbirgt sich darin, oder er verkriecht sich im Gebüsch und

*) Im Lager Buschiris hatte sich ein Araber, der später in meine Dienste trat, in dem Laube eines Baumes inmitten des Lagers verborgen, wo er während der zwei- bis dreistündigen Durchsuchung und Vernichtung der Befestigung durch die Sieger unentdeckt blieb, Buschiri lag währenddessen einige Hundert Meter weiter unter einem dichten Busch und wurde von den zur Absuchung des nächsten Terrains in aufgelöster Ordnung ausgesandten zwei Kompagnien nicht gefunden.

windet sich wie eine Schlange durch das hohe Gras. Wie soll eine in taktische Verbände gezwungene, das Gelände nicht kennende, uniformirte und mit Gepäck beschwerte Truppe einen solchen Feind verfolgen? Die Uniformen bleiben in Fetzen an den Dornbüschen hängen, die Leute werden ermüdet, ein versteckter Feind, der noch Muth genug hat, einen Schuß anzubringen, schießt aus nächster Entfernung einen Verfolger nieder und verschwindet. Mehr als einzelne wie Schatten durch das Dickicht gleitende Flüchtlinge, die ein unsicheres Ziel bieten, findet der Verfolger nicht. Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß man im Afrikanischen Kriege selten Gefangene macht.

Hat man eine irreguläre Truppe, wie ich sie zu Sicherungszwecken empfohlen habe, so kann man schon eher die Verfolgung versuchen; jedenfalls kann man durch sie erfahren, wo der geschlagene Feind bleibt.

Leider werden dieselben Nachtheile, die einer regulären Truppe die Verfolgung erschweren, auch zu ernsten Gefahren für diese im umgekehrten Falle, d. h. wenn der Afrikaner zum Verfolger wird, die Truppe geschlagen ist; ich komme weiter unten auf diesen Fall zurück.

Anzuerkennen ist, daß selbst die in größter Panik flüchtenden Afrikaner selten Verwundete und Todte in den Händen des Feindes lassen. Sie schleppen sie mit sich oder verbergen sie. Man kann daher annehmen, daß die bei vielen Gefechten erstaunlich geringen Verluste der Eingeborenen meist von den Europäern unterschätzt sind. Es hängt diese wunderbare Thatsache mit den religiösen Gebräuchen der meisten Afrikaner zusammen; denn bei ihnen wie sonst bei den wilden Stämmen aller Kontinente bildet die Bestattung eine wichtige religiöse, mit besonderem Ceremoniell verbundene Handlung.*)

*) Als ich im Jahre 1884 am Kassai focht, fand ich bei den Verwundeten und Todten, welche die flüchtenden Eingeborenen nicht hatten mit sich schleppen können, jedesmal einen Pfeil der eigenen Stammesgenossen tief in der Brust stecken.

Ich erwähnte oben, daß ausschließlich auf offenen Ebenen von einer Verfolgung die Rede sein könne und selbst da wegen der Schnelligkeit der Eingeborenen in beschränktem Maße. Ich habe solche Fälle nur auf den weiten Ebenen des Massailandes kennen gelernt, da aber verblüffte mich das Benehmen der so gefürchteten, durch ihren auffallend wilden Kriegsschmuck dem Küstenneger ein gewisses Grauen einflößenden Wilden. Die Elmoran, d. h. die Krieger — eine besondere Kaste, in die jeder junge Mann auf eine bestimmte Zeit eintreten muß —, bekannt als das roheste und grausamste Mordgesindel, zeigten sich beim Angriff auf einen Feind, der ihnen Stand hielt, als die feigsten Krieger, die mir in Afrika je vorgekommen sind. Ich sah da, was ich nie zuvor gesehen: daß Eingeborene nach verhältnißmäßig geringen Verlusten, um ihre Flucht zu erleichtern, ihre Schilde, ja sogar ihre Waffen von sich warfen, nachdem sie gemerkt hatten, daß sich der Feind durch ihren schreckenerregenden Anblick und ihr Kriegsgeschrei nicht in die Flucht jagen ließ. Nach dem ersten Scheitern ihres Angriffs stellten sie sich nie wieder, räumten vielmehr die bis dahin von ihnen abgeweideten Ebenen vollkommen. Erklärlich wird dieses Verhalten allerdings dadurch, daß der Massai in seinem mächtigen Speer, der nur wie unsere frühere Hellebarde zu gebrauchen ist, in seinem kurzen Schwert und der kleinen Keule bloß Nahwaffen besitzt, die einer mit Hinterladern bewaffneten Truppe wenig gefährlich werden können, denn die offenen Steppen, die sie als Nomaden abhüten, bieten keine Gelegenheit zu Ueberfällen. Es müssen bei den weiter nördlich wohnenden Massai allerdings andere Verhältnisse obwalten, da Reisende, die jene Gebiete berührten, anders über diese Stämme urtheilen.

2. Vertheidigung.

In dem, was ich in Abschnitt IV: „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung“ (S. 15 ff.) und in Ab-

schnitt III: „Angriffsgefecht regulärer Truppen gegen Eingeborene“ (S. 8 ff.) gesagt habe, sind die meisten Gesichtspunkte enthalten, die für Afrikanische Verhältnisse hier zu beachten sind.

Die Aufrechterhaltung strengster Disziplin ist bei schwarzen Truppen für die Vertheidigung im höchsten Grade nothwendig. Sie ist das einzige Mittel, durch welches die moralische Ueberlegenheit des Angriffs einigermaßen abgeschwächt werden kann. Der Vertheidiger ist gezwungen, abzuwarten, ob, wann und aus welcher Richtung der Angriff kommen wird. Er muß stets gewärtig sein, einer überraschend auftretenden Gefahr zu begegnen. Dieses ruhige Abwarten erfordert eine psychische Kraft, wie sie dem Neger nicht eigen ist. Es folgt hieraus für den Führer die Lehre, stets das moralische Uebergewicht des Angreifers, wo es irgend möglich ist, sich zu sichern. Ist er jedoch durch die Verhältnisse zur Abwehr gezwungen, so möge er jede Gelegenheit ergreifen, um durch Offensivstöße, Ausfälle, nächtliche Alarmirungen oder Ueberfälle den Muth der eigenen Leute zu heben und das moralische Uebergewicht des angreifenden Gegners herunterzudrücken.

Den Sicherheitsdienst während der Vertheidigung sollte man nur seinen zuverlässigsten Leuten, also in Ostafrika den aus Sudanesen gebildeten Kompagnien überlassen und die strengste unausgesetzte Kontrole durch Europäer ausüben. Nur zum Patrouillendienst verwende man die in dem Aufsatz über Kriegsmärsche erwähnte irreguläre Truppe. Für eine wichtige Patrouille empfiehlt es sich, einem Europäer die Führung zu übertragen.

3. Rückzug.

Was über den Werth der Disziplin als Gegengewicht für die moralischen Schwächen der Vertheidigung gesagt ist, gilt in noch weit höherem Maße bei einem Rückzug, denn hier kommt noch das Bewußtsein, nicht allein die Besorgniß vor der Ueberlegenheit des

Feindes hinzu. Ein Rückzugsgefecht in Afrika ist eine verzweifelt schwere Aufgabe. Auch der gut geschulte Afrikanische Soldat verliert zu leicht die Besinnung, und nur ein festes Vertrauen zum Führer, eine eiserne Disziplin können verhindern, daß der Rückzug in sinnlose Flucht übergeht.

Ich werde nie vergessen, wie ich einst in Westafrika durch Mangel an Patronen, ohne geschlagen zu sein, zu einem Rückmarsch (nicht Rückzug) nach meiner Station gezwungen war und diesen Marsch durch ein Gebiet ausführte, das ich kurz vorher als Sieger verheert hatte. Ich hatte damals nur 20 Soldaten, daneben aber 400 Balubakrieger bei mir, die 100 Gefangene zu bewachen hatten. Der Feind begleitete uns in zahlloser Menge ringsum, Speere schwingend, Kriegsgeschrei, Drohungen und Hohnrufe ausstoßend, aber stets in sicherer Entfernung bleibend. Meine Baluba waren so aufgeregt und stürzten in solcher Hast vorwärts, daß sich dieser „siegreiche Rückmarsch" fast in Flucht aufgelöst hätte. Ich mußte meine Soldaten nach vorn senden, um mit starken Knüppeln diejenigen, welche sich tags zuvor beim Angriff gut geschlagen hatten, vom wilden Vorwärtsrennen, das bald die ganze Expedition aufgelöst hätte, abzuhalten; ja, ich mußte selbst nach vorn reiten und mit dem Revolver in der Hand die Spitze zu ruhigem Marsche zwingen. Ich hatte damals den Fehler gemacht, meinen Mangel an Munition nicht vollkommen zu verheimlichen, und außerdem hätte ich zum Rückmarsch besser einen anderen, wenn auch durch neue feindliche Gebiete führenden Weg wählen sollen, um das Bewußtsein des Rückmarsches bei den Baluba nicht aufkommen zu lassen.

Man marschire bei einem Rückzuge so langsam, daß die Kolonne dicht aufgeschlossen, ja zum Knäuel zusammengedrängt, sich fortbewegt, selbst wenn man dabei Verluste zu erleiden hat, denn im anderen Falle riskirt man die Vernichtung der ganzen Truppe, die

zweifellos erfolgt, ſobald der Rückzug zur Flucht ausartet. Hier iſt eine Gelegenheit wie keine andere, wo der Europäer durch eiſerne Ruhe ſich auszeichnen muß.

Durch offenes Gelände wird man mit einer geſchulten Truppe in ſolchem Falle im Karree marſchiren, die Träger in die Mitte nehmend. Man muß dann ſelbſtverſtändlich die ganze Truppe in ein Karree zuſammennehmen und nur mit den beſten Leuten, event. nur mit den Europäern als ausſpringenden Schützen den Feind durch Feuer fernhalten. Einen ſchwer verſtändlichen Fehler in der Afrikaniſchen Kriegsgeſchichte möchte ich bei dieſer Gelegenheit erwähnen.

Der Untergang der über 10000 Mann, 5000 Kameele und 500 Pferde ſtarken Kriegskarawane des Colonels William Hicks Paſcha in Kordofan iſt in erſter Linie der Bildung mehrerer Karrees ohne genügenden Abſtand zuzuſchreiben. Hicks bildete, als in unzähligen regelloſen Schwärmen die Derwiſche zu Fuß und zu Pferde ihn angriffen, drei Karrees auf offenem Gelände mit nicht genügenden Abſtänden. Der Feind brach zwiſchen die Karrees ein, und ein fürchterliches Feuer nach allen Seiten ſtreckte weniger die offenen Schwärme des Feindes als die dichten eigenen Karrees nieder, ſo daß der Feind nur in die zerſprengten Karrees einzuhauen und die völlig entmuthigte Truppe niederzumachen hatte.

Es iſt beim plötzlichen Ueberfall von allen Seiten nicht zu vermeiden, daß auch in einer die eigene Truppe gefährdenden Richtung geſchoſſen wird, und es ſollte daher der Führer danach ſtreben, ſo ſchnell als möglich ſich mit dem nächſten Knäuel zu vereinigen und ſo fort, bis alle Truppen zu einem Knäuel vereinigt ſind, es ſei denn, ſie ſtänden derart, daß ſie ſich nicht ſehen und ſich auch gegenſeitig nicht ins Schußfeld kommen.

VII. Feld-Pionierdienst in Afrika.

Kein Kommando während meiner Lieutenantszeit war so direkt vorbereitend für meine Afrikanische Laufbahn wie die leider nur zu kurze Uebungszeit beim 9. Pionierbataillon, ein Kommando, welches, vom Offizier in richtiger Weise ausgenutzt, sehr geeignet ist, praktischen Sinn und Findigkeit für mancherlei Arbeiten auszubilden.

Der Offizier, der in die Schutztruppe oder überhaupt in Afrikanische Unternehmungen eintritt, muß zur Anlegung befestigter Stationen und Lager, zum Wegebau und zur Ueberwindung von Hindernissen geschickt sein. Wofern er nicht in vollkommen fertige Verhältnisse hineinkommt, muß er sich selbst und seinen Untergebenen und Soldaten ein Heim bereiten; er muß unter Benutzung der verfügbaren Mittel zum Bau von Häusern schreiten. Gestatten die Verhältnisse nicht die Schaffung von Unterkunftsräumen und Kasernements nach Europäischer Manier, so muß man sich eben mit dem, was die Wildniß bietet, auszuhelfen wissen; es gehört praktischer Sinn dazu, einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein.

Ich bespreche hier nur Bauten im Innern Afrikas, da an der Küste mancherlei Hülfsmittel wie auch im Bau geübte Leute zur Hand sind. In Ostafrika ist zum Bauen von Häusern der Korallenstein, ein poröses Baumaterial — also ein schlechter Wärmeleiter —, am geeignetsten, zumal er leicht in beliebiger Menge zu beschaffen ist. Aus demselben Gestein kann man auch gleichzeitig einen vorzüglichen Kalk brennen, den man als Bindemittel benutzt.

Besprechen wir der Reihe nach

1. Anlage von befestigten, bleibenden Stationen,
2. Anlage von zeitweisen Befestigungen,
3. Bau von Brücken, Flößen, Kanus, Dämmen,
4. Häuser, Hütten, Waarenlager ꝛc.,
5. die Art der Zerstörung feindlicher Bauten.

1.

Was die Wahl des Bauplatzes für eine Station betrifft, die von politischen, strategischen, taktischen und materiellen Rücksichten abhängt, so würde es zu weit gehen, wenn ich hier auf jede dieser Rücksichten näher eingehen wollte. Ein praktischer Offizier wird sie zu beurtheilen wissen. Besonders für Afrikanische Verhältnisse sei hier nur bemerkt, daß eine Untersuchung des Bauplatzes, eine Erkundigung über Trinkwasser, Untersuchung des Bodens auf Termiten sowie auf die Nähe von Sümpfen und Wasserfällen (die ich beide für gleich malariaerzeugend halte) und auf andere den Gesundheitszustand beeinflussende Verhältnisse nicht versäumt werden dürfen. In der Nähe von süßem Wasser, Flüssen und Seen lege man die Station nicht — wie man es früher für nothwendig hielt — in eine gewisse Höhe, sondern möglichst unmittelbar ans Wasser. Besonders im Kongostaat hatte man früher aus Gesundheitsrücksichten die Stationen auf die Ränder des Flußthals des Kongo gebaut; später verließ man diese, da sie äußerst ungesund waren, und baute sämmtliche Stationen so nahe wie möglich am Flusse, und zwar nur so hoch über demselben, daß man gegen das Steigen des Wassers gesichert war. Es scheint, daß die Malariabazillen schnell von dem Niveau des Wassers aufsteigen und von den über das Plateau streichenden Winden an beiden Rändern des Flußthals aufgestaut werden. Auch beweisen alle Expeditionen, die auf schiffbaren Armen Afrikanischer Flüsse unternommen worden sind und natürlich meist auf Inseln oder in

unmittelbarer Nähe des Ufers lagern mußten, sich aber gleichwohl stets der besten Gesundheit erfreuten, die Richtigkeit dieser Annahme.

Zur Anlage der Befestigungen einer Station, die meist nur gegen Gewehrfeuer Schutz gewähren sollen, habe ich das Bastionssystem als das zweckentsprechendste erkannt. Die Bastione oder auch nur Thürme, die natürlich vorsichtig dem Gelände anzupassen sind, müssen so groß sein, daß man mit den in Afrika gebrauchten kleinen Geschützen schnell die Feuerrichtung ändern kann, da selten eine Station im Innern mehr als zwei Geschütze haben wird, die zur Bestreichung des Vorgeländes und zur Flankirung auch meist genügen werden.

Daß das Aufräumen der Umgebung stets die erste Arbeit sein muß, braucht hier kaum erwähnt zu werden.

Das Material zum Bau der Umfassungswände wird aus Steinen, Erde und Holz bestehen, je nach der Beschaffungsmöglichkeit. Diese Wände sollen mindestens 4 m Höhe und auf dem Kamme ein Hinderniß gegen Uebersteigen haben. An ihrer Innenseite bringe man eine Bank für die erhöhten Schießscharten an, an der Außenseite dagegen einen Graben mit Spitzhölzern oder einen Dornverhau oder Kaktusanpflanzungen oder womöglich mehrere dieser Hindernisse hintereinander. Steinmauern, die bei mangelndem Kalk mit Lehm oder dem aus Termitenbauten gewonnenen Thon zu bauen sind, sollten auf dem Kamme Glassplitter, Nägelbretter, Spitzhölzer oder eingemauerte Zäune haben. Pallisaden, die oben anzuspitzen und stark untereinander zu verbinden sind, sollte man nur in termitenfreiem Boden verwenden; man kann bis zur Schießhöhe eine Lehmwand um sie errichten oder inwendig noch starke Brustwehrhölzer anbringen, da selbst drei Reihen hintereinander noch keine vollkommene Deckung bieten, wenn nicht behauene Stämme, besonders Palmen, die schnurgerade gewachsene Hölzer geben, benutzt werden.

Erdwälle kann man nur da errichten, wo der Boden bis zu sehr steilen Böschungen standfest ist, was gewöhnlich da der Fall ist, wo man Palliſaden nicht anwenden kann, also z. B. in dem harten Lateritboden, der auch meist den Termiten Baumaterial gewährt. Die Krone dieser Wälle wie auch das Glacis und die Grabensohle sollte man mit Kaktus oder Dornen bepflanzen. Sandsäcke, wie sie in dem trockenen Klima Nordafrikas, besonders in Wüstengegenden, mit viel Vortheil verwendet werden, sind in dem feuchten Klima Aequatorialafrikas nur für ganz kurze Zeit verwendbar, da sie bald durch Faulen der Säcke unbrauchbar werden. Sehr gut aber können sie durch Schanzkörbe ersetzt werden, deren Anfertigung ich hier nicht zu beschreiben brauche; ein unseren Weiden ähnliches Material dazu wird man unschwer finden.

Eine ganz besondere Rolle bei den Befestigungen spielen die Hindernisse, weil der Feind barfuß und fast nackt ist. Stacheldraht ist vorzüglich, aber auch Kaktus, Dornenhecken, Dorn- und Astverhau, spitze Hölzer, Wolfsgruben, Draht- und Strickgeflecht sind gute Behelfe. Da der Afrikaniſche Feind stets versuchen wird, durch Ueberraschung eine Befestigung zu nehmen, so sind ausgiebige Hindernisse von besonderer Wichtigkeit. Ich lege solche stets in drei Reihen rings um die Befestigung an; die äußersten in einem Abstande von etwa 60 m, die zweiten etwa 20 m von der Umfassungswand entfernt, die dritten an deren Fuße, auf dem Glacis und im Graben. Bei Tage gehen die Posten, wenn erforderlich, zwischen den beiden äußeren Reihen, bei Nacht dagegen zwischen den inneren Linien. Zur besseren Ueberwachung können nachts zwischen den beiden äußeren Hindernißreihen Feuer von trockenem Holz unterhalten werden, die man durch einen nach der Station zu angebrachten Schirm blenden kann, damit sie ihr Licht nur nach außen werfen.

Diese Hindernisse legt man, wenn man im Lande des Feindes Stationen bauen will, zuerst an, um in ihrem Schutze dann so schnell als möglich die Umfassung herzustellen. An der Küste, wo ich Bretter und Wellblechplatten zur Hand hatte, errichtete ich zunächst ein starkes Hinderniß von Stacheldraht und demnächst eine Umfassung aus einer doppelten Reihe von Brettern oder Wellblechplatten, deren Zwischenraum von etwa 1 Fuß mit Erde ausgefüllt wurde. Eine solche Befestigung wurde von 3 bis 4 Kompagnien oft in 24 Stunden hergestellt, und zwar so groß, daß innerhalb derselben der Bau des wirklichen Forts mit Steinmauern allmählich ausgeführt werden konnte, wobei dann Truppen und Arbeiter gesichert untergebracht waren.

2.

Bei Befestigung von zeitweisen Lagern wird es von der Zeitdauer des Aufenthalts abhängen, wie stark man die Befestigungen einzurichten hat.

Man fängt auch dabei mit Dorn- und Astverhau an, errichtet dann einen rings geschlossenen Schützengraben und vervollkommnet darauf erforderlichenfalls die Befestigung in der für Stationen angegebenen Weise. Bei Lagern, aus denen man Streifzüge und Ausfälle unternehmen will, oder bei solchen, die man bei Belagerungen um feindliche Befestigungen baut, vergesse man nicht, ein Reduit in einem Winkel oder, wenn das Lager groß ist, in der Mitte anzulegen, damit von diesem aus das Lager gehalten werden kann, wenn man mit dem größten Theil der Truppe ausgerückt ist. Dieses Reduit hat dann alle Lasten und die Zelte der Führer aufzunehmen, muß den Wasserplatz beherrschen und mit Brennholz versehen sein.

An den Bau bleibender guter Wege und Straßen wird man erst in einer vollkommen beruhigten Gegend

denken können, und auch da nur, wenn die verhältnißmäßig großen Unkosten dem Verkehr entsprechen.*) Kurze Straßen in nächster Nähe der Station zu Landungsplätzen ꝛc., die viel betreten werden und dadurch sowie durch die Nähe der Station und die bequeme Arbeitsmöglichkeit von der dem Wegebau so feindlichen Afrikanischen Vegetation frei zu halten sind, meine ich hier nicht.

Wegeverbesserungen auf Märschen, die eben nur den Zweck haben sollen, einer Karawane den Marsch zu erleichtern, sollte man, namentlich bei einer besonders starken Karawane, nicht versäumen. Zu diesem Zwecke lasse man bei Kriegsmärschen hinter der Spitze Leute marschiren, die überhängende Aeste, im Wege liegende Bäume und andere kleine Hindernisse wegräumen, soweit dies möglich ist, ohne den Marsch aufzuhalten. Erwähnen möchte ich hier nochmals, daß man auf Märschen die Führer dieser Abtheilung oder der Spitze anhält, seitwärts abführende Wege durch einen abgerissenen Busch, durch Grasbündel oder durch einen Strich mit dem Stock zu verschließen, damit für zurückgebliebene Abtheilungen der Weg erkennbar ist.

3.

Eine häufig an den Karawanenführer herantretende Aufgabe ist das Ueberbrücken von Flüssen und Bächen sowie das Gangbarmachen von Sümpfen, Mooren und steilen Abhängen.

Was den Brückenbau anbelangt, so verweise ich auf die Instruktionsbücher für den Feld-Pionierdienst unserer

*) Ich habe die beiden einzigen Versuche, Wege zu bauen, die im äquatorialen Afrika und zwar von Engländern gemacht sind, in verschiedenen Zeitabständen gesehen, die Stevenson road und die Makinnon road, und bin zu der Ansicht gekommen, daß die einzigen großen Verkehrswege zu Lande, bei denen die Unkosten der Instandhaltung in einigem Verhältniß zur Wichtigkeit stehen, in Afrika vorläufig nur Eisenbahnen sein können.

Armee. Schwierigkeiten bereitet nur der Brückenbelag, da Bretter und Bohlen nie zur Hand sein werden. Man kann sie durch Knüppelbelag, über den Grasbündel verschnürt werden, ersetzen. Oft findet man einen über einen Wasserlauf geworfenen Baum, dessen Stamm den Eingeborenen als Brücke dient oder in dessen Zweige Knüppelbrücken gebunden sind, oder Hängebrücken aus Lianen und Knüppeln. Jede dieser vorgefundenen Brücken sollte man vor ihrer Benutzung erst untersuchen, ausbessern und mit einem Lianen- oder Baststrickgeländer versehen. Letzteres bringe man in größerer Stärke auch bei Furten an, die durch stark strömende Gewässer führen.

Zu besprechen ist auch der Fall, daß weder Kanus zum Uebersetzen oder Herstellen einer schwimmenden Brücke, noch Bäume zum Brückenunterbau, noch Lianen zum Herstellen einer Hängebrücke von Uferbaum zu Uferbaum vorhanden sind. In diesem Falle kann man durchlässige Dämme durch die Wasserläufe legen. Man schichte dazu Gebüsch, das starkästige nach unten, das schwächere oder auch Grasbündel nach oben quer über den Wasserlauf und verankere dieses Material gegen den Strom, nachdem man es unter sich verbunden hat. Ist die Strömung zu stark, z. B. bei Stromschnellen, und kann man nicht starkes Steingeröll verwenden, so muß ein Floß gebaut werden, das nach dem Ufer gezogen oder oberhalb verankert werden und durch Schrägstellung seitwärts scheren muß. Für alle diese Fälle zeigt es sich, wie nothwendig es ist, stets ein starkes Tau mitzuführen.

Material zum Floßbau findet sich überall. Zwar sind nur wenige Baumarten in Afrika in frischem Zustande zu verwenden, da ihr Holz zu schwer ist, aber in der Nähe des Wassers finden sich stets Bambus, Rohr, Schilf, Binsen, die Rippen der Palmen (Raphia) und starkes Gras, das zum Floßbau sich eignet. Man schnüre, wenn das Material an und für sich nicht stark,

also dünner als Bambusrohr und Palmenzweige ist, zunächst lange Bündel zusammen und verbinde dann diese durch quergelegte Hölzer zu einem Floß, womöglich mit einem etwas aufwärts gebogenen Bug, damit der Druck des Wassers auf das Fahrzeug vermindert wird.

Kann man zum Ueberschreiten z. B. eines breiten Flusses nur Kanus verwenden, und werden solche von den Eingeborenen nicht zur Verfügung gestellt — was stets im feindlichen Gebiete der Fall sein wird —, so lasse man zunächst von starken Patrouillen die Ufer absuchen, besonders da, wo Oeffnungen in den Ufergräsern häufig Verstecke anzeigen. Man wird, um auch das jenseitige Ufer untersuchen zu können, immer in der Karawane Schwimmer finden, die dann wegen der Gefahr vor Krokodilen zu Mehreren dicht beisammen schwimmen müssen. Außer leicht im Wasser zu tragenden Waffen, also Bogen und Speeren, gebe man ihnen stets einige Paddel mit, mit denen sie gefundene Fahrzeuge heranbringen können, denn die Eingeborenen verstecken die Ruder gewöhnlich abseits der Fahrzeuge besonders.

Zum Bau von Kanus, welche nur zum einmaligen Uebersetzen einer Karawane zu dienen brauchen, suche man das weichste Holz, namentlich das der häufig in der Nähe des Wassers stehenden Baumwollenbäume aus (nicht den Baobab, dessen Holz zu schwammig ist), befreie den Stamm von der Rinde und gebe ihn stückweise zur Aushöhlung an Trupps. Auf diese Weise kann man sehr wohl in 24 Stunden ein Kanu herstellen, welches 40 bis 50 Mann und ebenso viele Trägerlasten aufnimmt. Die beiden Kopfstücke belasse man im Verhältniß zu den übrigen Wänden weit stärker, da sie wegen der längs gehenden Faserung weniger widerstandsfähig sind als die Wandungen und Stöße gegen Steine oder Baumstämme auszuhalten haben. Will man Feuer zu Hülfe nehmen — was aber nur rathsam erscheint, wenn man einen todten Baum

findet, dessen Holz völlig trocken ist —, so umkleide man die Außenseite des Stammes mit einer Schicht stets naß zu haltenden Lehms, damit ein Durchbrennen nach außen verhindert wird. Auch hohle Stämme kann man dabei verwenden; die Kopfenden werden dann durch Einkeilen von Holzklötzen und Verstreichen mit Lehm oder mit dem Saft des Gummibaumes hergestellt, was für einen kurzen Gebrauch bei vorsichtiger Verwendung genügt. Solche Stämme gewähren den Vortheil, daß sie die Arbeit des Aushöhlens sehr erleichtern.

Das ausgehöhlte Kanu aus frischem Holze muß mit eingestemmten Querhölzern inwendig abgesteift werden, damit es sich nicht stark verzieht und Risse erhält. Auch führe man zum Kalfatern etwas angenäßten Thon oder Lehm mit. Als Paddel können die Schanzzeugspaten oder handlich gemachte Palmenrippen verwendet werden.

Zum Uebersetzen von Lasten über geringe Gewässer kann man die für Europäer gebräuchliche Badewanne oder wasserdichte Koffer, mit einem Rahmen leichten Holzes oder Binsenbündeln umgeben, benutzen.

Zum Passirbarmachen eines Sumpfes, Moores oder weicher, häufig sehr weit sich ins Land erstreckender Ufer empfiehlt sich die Herstellung eines Dammes. 2 bis 3 m lange Knüppel, Gras- und Schilfbündel, Palmen- und Baumzweige werden dazu abwechselnd längs und quer, und zwar das am meisten deckende Material nach unten, geschichtet, oder auch mit Bast verbunden und mit leichtem Boden bedeckt.

4.

Häuser, deren Gerippe aus behauenen Bäumen, deren Bekleidung aus Lehm, Gras, Schilf und Palmenrippen, deren Ueberdachung aus langem, gekämmtem Gras oder aus Bananenblättern, deren Bindemittel aus Baumbast zu bestehen pflegt — wenigstens solange man nicht Steine und Kalk beschaffen kann —, sollten, um

die Wände vor dem zerstörenden Einfluß schwerer Regengüsse zu schützen und um sie kühl zu erhalten, stets eine Veranda sowie aus Gesundheitsrücksichten auch einen mindestens einen Fuß hohen Unterbau von Steingeröll, Sand oder sonstigem porösen Material haben. Für ein Waarenlager oder Pulverhaus empfiehlt es sich, außerdem eine feuersichere Decke anzubringen. Man kann eine solche leicht herstellen, wenn man auf die Krone der Wände unter das Dach so dicht als möglich starke Querhölzer legt und so mit einer Lehmschicht bedeckt, daß diese letztere mit den Wänden des Hauses zusammenschließt, damit das in Feuer aufgehende Grasdach auf diesem Boden unschädlich verbrennen kann.

Abgesehen von zerstörenden Witterungseinflüssen sind es die Termiten, Bohrkäfer und Raupen, die ein endloses Repariren und schnelle Neubauten erforderlich machen. Nur reiner Sand- oder Felsgrund als Bauplatz schützt vor Termiten; Holzarten, die nicht von ihnen zerfressen werden, giebt es nur wenige, die dann aber den Eingeborenen alle wohl bekannt sind; Kohlentheer und Oelfarben schützen nur wenig gegen Termiten, wohl aber gegen Bohrkäfer, die man auch durch Einölen der Hölzer fernhalten kann. Raupen wirken nur schädlich, wenn man Palmenblätter unter das Dachstroh legt, man vermeide dies also.

Endlich sei noch erwähnt, daß man gut thut, ab und zu das ganze Haus mit dem beizenden Rauch einiger Sträucher nachhaltig durchzuräuchern, da sich außer den eben erwähnten Zerstörern oft Tausendfüße und Skorpione, Ratten, Eidechsen und infolgedessen auch Schlangen besonders ins Dach einnisten. Auch Moskitos, Bienen, Wespen, Mauerwespen, Spinnen u. dgl., die alle gern den Schutz eines Hauses aufsuchen, vertreibt man damit.

Auf der Reise ist immer eine Strohhütte besser als ein Zelt, denn sie ist kühler am Tage, wärmer in kalten Nächten, und das Zelt hat nur den allerdings

großen Vortheil, daß der Europäer schnell unter Dach kommt. Reist man mit guten Trägern, die innerhalb ½ bis 1 Stunde eine schöne Hütte bauen, so ist diese vorzuziehen, namentlich wenn man mehrere Tage an einem Orte zu bleiben beabsichtigt. Der Bau erfordert etwa 20 3 bis 4 m lange Stangenhölzer, 40 Palmblätter oder Deckzweige, die auf die Stangen gelegt werden, 10 Bündel langes Gras zum Decken und Bast zum Binden. Man ziehe in der Regenzeit einen kleinen Graben um die Hütte und werfe den Boden auf das Gras am Fuße derselben. Nach Beendigung dieser Arbeiten trete man in die Hütte hinein und bezeichne mit einem Stock die Stellen, wo das Licht durchschimmert, damit dort nachgedeckt werden kann.

Auch ein gutes Bett kann schnell vermittelst zweier 2 m langer Hölzer, 4 kurzer Gabelhölzer, 20 meterlanger Ruthen und zwei Grasbündel (zum Belag) hergestellt werden. Ein solches Bett ist kühl und federt durch die Ruthenunterlage wie eine Sprungfedermatratze.

5.

Die Zerstörung feindlicher Bauten, Häuser und Befestigungen kann durch Schanzzeug oder Feuer bewirkt werden. Erwähnenswerth ist hier nur die Art des Brandlegens eines vertheidigten Dorfes. Da ich in Abschnitt IV: „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung“ (S. 15 ff.) diesen Punkt schon besprochen habe, werde ich hier nur die Zündmittel näher beschreiben. Ich habe außer Granaten mit Erfolg Zündspeere, Pfeile, Schleudern und Geschosse verwendet.

Man umwickele den Speer oder Pfeil hinter der Spitze mit trockenem, weichem Bast oder Schwamm, tränke diesen mit Erdöl*) und wickele etwas Zündmasse

*) Etwas Erdöl sollte man stets bei sich führen, denn abgesehen von oben erwähntem Zwecke ist es zum Reinigen stark verrosteter Waffen, als Heilmittel für Hautkrankheiten bei Thieren, gegen Termiten und sonstiges Ungeziefer, kurz, sehr vielseitig zu verwenden.

(Pulverkörner, zu Mehl zerrieben und angefeuchtet) hinein. In derselben Weise verfahre man mit einem etwa 1 kg schweren Stein, versehe ihn dann mit einem etwa 0,4 m langen Strick zum Schleudern und stecke an beiden Seiten angespitzte Hölzchen durch die Umwickelung, so daß das Geschoß im Stroh des Daches stecken bleibt. Diese Zünder nannte ich ihres Aussehens wegen „Brandigel". Auch kann man aus einem Vorderlader einen starken Pfeil, der ebenso zubereitet und durch Einkerben mit dem Messer mit Widerhaken (die sein Haften im Dachstroh bewirken) versehen ist wie der oben beschriebene Zündspeer, abschießen.

Da die Granaten des für unsere Expedition eingeführten 3,7 cm Schnellfeuer-Geschützes zum Zünden nicht ausreichten, versuchten wir uns dadurch zu helfen, daß wir mit Erdöl angefüllte Fischblasen zur Sprengmasse legten. Ob der hier und da erzielte Erfolg dieser Aushülfe zuzuschreiben ist oder nur durch die Sprengmasse herbeigeführt wurde, kann allerdings nicht mit Sicherheit angegeben werden. Fraglos sollten unsere Expeditionen gegen Eingeborene ein anderes Geschütz, über dessen Konstruktion ich in dem oben erwähnten Abschnitte „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung" Angaben machte, bei sich führen.

VIII. Ausbildung des schwarzen Soldaten.

Bei Formirung der ersten Deutschen Kolonialtruppe, der Ostafrikanischen Schutztruppe, hatte ich nur ungefähr zum vierten Theil schon gediente, und zwar in der Aegyptischen Sudanarmee ausgebildete Soldaten; der übrige Theil bestand aus Rekruten. Ich war damals gezwungen, die Truppe so schnell als möglich gegen den Feind zu führen, und konnte erst nach den ersten Gefechten allmählich die Ausbildung vervollkommnen. Stets aber hatte ich das Prinzip, den Mannschaften nur das durchaus Nöthige beizubringen.

Als ich die Schutztruppe anderen Händen übergab, wurde von diesem Grundsatz abgegangen und einfach unser heimisches Ausbildungsreglement eingeführt. Dieses Reglement halte ich aber nicht für angemessen, denn der Ersatz der Schutztruppe ist ein von dem heimischen durchaus verschiedener und in gewissen physischen Leistungen weit besserer.

Das Verhältniß stellt sich ungefähr folgendermaßen: In moralischer Beziehung ist der weiße Soldat dem schwarzen bei Weitem überlegen, während der schwarze Rekrut gewandter, abgehärteter und anspruchsloser ist, was Verpflegung und Unterkunft anbetrifft, auch findiger, da er oft schon das Kriegshandwerk in seinem Stamme erlernte. Ganz besonders tritt die Widerstandsfähigkeit gegen die klimatischen Einflüsse bei der Bildung einer Truppe in Afrika in Berechnung, und namentlich dieser Umstand macht den schwarzen Soldaten dem weißen sehr überlegen. Leute, die damals die Bildung einer

Schutztruppe mit Europäischem Soldatenmaterial vorschlugen, müssen mit den Verhältnissen durchaus unbekannt gewesen sein.

Wer Aushebungen in der Heimath beigewohnt hat und den durchschnittlichen Körperbau der sich Stellenden mit dem Durchschnittskörperbau des Negers vergleicht, wird sich klar sein, daß die Ausbildung bei Letzterem physisch auf sehr viel geringere Hindernisse stoßen und weit schneller gehen wird. Das Ebenmaß des nicht durch harte Arbeit mehr oder weniger deformirten Körpers des Negers, der von Kindheit an sich frei bewegen konnte, bald mit der Waffe in der Hand als Krieger oder Jäger die Wildniß zu durchstreifen gewöhnt wurde, ist ein ins Auge springender Beweis für diese Ansicht. Es wird infolge dessen eine andere Ausbildungsmethode zum Ziele führen als die für unsere Armee befohlene.

Da das Ziel der Ausbildung die Erreichung der Ueberlegenheit über den Feind ist, so muß man zugeben, daß Alles, was über diese Anforderungen hinausgeht, verlorene Zeit und Mühe sein wird. Die Schutztruppen in Afrika haben vorläufig einen in jeder Beziehung schwächeren, tiefer stehenden Feind zu überwinden als Europäische Truppen.

Man könnte mir erwidern, daß gerade die moralische Minderwerthigkeit des Schwarzen durch einen um so eingehenderen Drill beseitigt werden müsse. Wenn aber ein gewisser Drill genügt, die Leute ihren Feinden, den Eingeborenen, weit überlegen zu machen, so halte ich diesen eben für ausreichend; und dann muß man bedenken, daß hier nicht wie bei uns daheim Verschiedenheiten bestehen in gesellschaftlicher Beziehung, Erziehung und Bildung ꝛc., und daß die schwarzen Soldaten infolge dessen viel leichter gleichmäßig erzogen werden können. Ein nicht zu unterschätzendes Moment hierbei ist auch das, daß der Schwarze seinem Erzieher, dem Europäer, als einem weit höher stehenden Wesen schon von selbst

große Achtung entgegenbringt, was ebenfalls die Erziehung erleichtert.

Gerade die Anfänge der Ausbildung: Stellung, Frei- und Gewehrübungen, Turnen und Einzelmarsch, sind wegen der Geschmeidigkeit, guten Haltung und Gewandtheit des Negers überflüssig. Man kann ruhig ohne diese Vorübungen zum Unterricht in der Führung der Waffe, der nur in geringer Anzahl nöthigen Formationen, der Benutzung des Geländes, die der Neger sehr leicht auffaßt, übergehen. Die oben erwähnten Vorübungen versteht der Neger nicht, sie werden ihm daher zuwider sein, während die für den Krieg direkt vorbereitenden Belehrungen, besonders das Schießen, sein volles Interesse erregen werden. Ich habe noch zu erwähnen, daß der Umstand uns zu Gute kommt, daß der Neger im Tragen der Waffen einen gewissen Stolz fühlt, daß er sie mit großer Sorgfalt behandelt, daß er bedeutendes Orientirungsvermögen besitzt, ein gutes Auge hat und die Kampfweise seiner Stammesgenossen, also der Feinde, kennt.

Die Eintheilung des Lehrerpersonals möge man nach den Stammeseigenthümlichkeiten der Neger einrichten und möglichst selten einen Wechsel vornehmen, da sich der Neger sehr an seine Offiziere gewöhnt und in der Hand des einen vorzüglich, in der eines anderen weniger tauglich ist.

Die Zeiteintheilung muß sich nach den Fortschritten richten; es kann wegen der unregelmäßigen, unausgesetzten Neueinstellung von Rekruten keine Zeittafel der Ausbildung gemacht werden, auch bedingt die Jahreszeit keine Berücksichtigung, wie bei uns z. B. der Winter. Als tägliche Zeiteintheilung für den Dienst ist anzurathen: Von 6 bis 9 oder 10 Uhr vormittags und von 3 bis 5 oder 5½ Uhr nachmittags Exerziren, bezw. von 6 bis 11 oder 12 vormittags und von 2 bis 5 oder 6 Uhr nachmittags Arbeitsdienst je nach der Art desselben.

Nach oben besprochenen Gesichtspunkten habe ich folgende Uebungen für ausreichend erachtet:

1. Formationen.

Der einzelne Mann:

Stellung und Stillgestanden (Letzteres ist dem Neger sehr schwer und ist streng durchgeführt eines der besten Disziplinmittel), natürlicher Marsch (nicht Parademarsch), Laufschritt, Marsch—Marsch, Wendungen (nicht sehr stramm möglich, wenn der Mann barfuß ist, was auf Expeditionen meist der Fall sein wird; leichte Sandalen trägt er bei hartem, steinigem Boden gern).

Im Zuge:

Marsch zu Einem (die Afrikanische Marschformation), zwei Glieder formiren, Aufmärsche, Frontmärsche, Halt, Nieder, Auf, Schwenkungen, In Reihen setzen.

In der Kompagnie:

Kompagniekolonne formiren, Bewegungen, Schwenkungen, Aufmarsch zur Linie, Angriff, Laufschritt, Halt, Nieder, Kompagnie formiren, Kompagniekarree, Bewegung in demselben, Schützen ausspringen.

Aufgelöste Ordnung:

Schwärmen nach allen Seiten, Bewegung, Angriff, Knäuel, Bewegung in demselben und Ausspringen von Schützen.

2. Die Waffe.

Zielen in allen Lagen, Chargirung, Griffe (das Gewehr über! Präsentiren, Uebernehmen, Abnehmen), Seitengewehr aufpflanzen und an Ort bringen.

Im Marsch: Gewehr ab! Fällt das Gewehr! Halt! Visirkenntniß bis 400 m (darüber müssen die Führer einstellen, da der Mann die Zahlen nicht genau genug ablesen lernt), Instruktion über Zielpunkt.

Schießen nach Mannsscheibe in allen Lagen, 50 bis 100, 200, 300 bis 400 m. Einzelne nach Kommando schießen; Salven zugweise (Austheilen von Schießpreisen und Schützenabzeichen sehr angebracht, da die Ausbildung im Schießen die wichtigste und schwierigste sein wird).

Bajonettiren: Nur Stöße, Wurfstöße, Fangstöße und Paraden ohne Vorschule.

Distanzen schätzen nur die Führer (Distanzenzertheilen).

3. Benutzung des Geländes ist dem einzelnen Mann leicht beizubringen, dem Führer schwerer.

4. Patrouillendienst nur für gewandtere Leute, die sich sehr schnell finden. Wachdienst in den Garnisonen wie in unserer Armee. Die Leute sind auf Posten geneigt, sehr schnell zu schießen, das Gegentheil hat man nicht zu besorgen.

Zur Kontrole habe ich dort, wo es nicht darauf ankommt, den Lagerplatz zu verheimlichen, Anrufe der einzelnen Posten vorgenommen. Man numerirt die Posten 1, 2, 3 ꝛc. Nr. 1 (die besten Leute) ruft alle 10 Minuten, oder wann immer er will, „eins!", der zweite, dritte und so fort antworten der Reihe nach ihre Nummer, und wenn der Ruf des Letzten herum ist, schließt Nummer 1 mit dem Rufe „Schluß!" oder „Ende!"

Für hervorragend begabte schwarze Offiziere, Feldwebel, Unteroffiziere und Gefreite empfehlen sich Instruktionen über Felddienst im Gelände; man versuche aber nicht, mit Plänen zu arbeiten, denn das würde nicht verstanden werden.

Die Ausbildung der Leute, die zur Artillerie kommandirt werden, beschränkt sich auf Belehrung im Reinigen des Geschützes, schnellem Montiren desselben aus Trägerlasten und Handreichungen für den Europäer, der selbst Aufstellung, Zielen und Abfeuern besorgen muß.

Ich habe im umgekehrten Verhältniß zur Wichtigkeit zuerst die physische Ausbildung besprochen, die moralische, die Belehrung über die Pflichten des Soldaten, soll man nur Jemand anvertrauen, der mit dem Charakter des Negers bekannt ist, womöglich auch nur dem Offizier.

Den Begriff der Treue kennt der Neger nur in einer sklavischeren oder patriarchalischeren Weise als der Europäer. Er nennt sich Sklave seines Sultans oder

Häuptlings oder auch Sohn desselben, je nach der im Stamme gebräuchlichen Regierungsform. Unseren hohen, moralischen Begriff der Treue hat er nicht, ist überhaupt eines tiefen, nachhaltigen Fühlens nicht fähig. Daraus erklärt sich auch, daß man nie auf Dankbarkeit des Negers rechnen kann, daß er aber anderseits nicht rachsüchtig ist; er vergißt Gutes und Böses schnell. Man versäume nie, nach siegreichen Gefechten, bei Festen, wie z. B. dem Geburtstag Seiner Majestät, und bei sonstigen geeigneten Vorkommnissen durch Paraden, Ansprachen, Schmücken der Forts oder Lager, besondere Verpflegung, Festspiele ꝛc. an die Pflicht der Treue im Sinne des schwarzen Soldaten zu erinnern. Gerade solche äußerliche Bestätigung macht auf den Neger mehr Eindruck als lange Belehrung.

Gehorsam wird dem Neger, wenigstens dem Europäischen Vorgesetzten gegenüber, leicht, da er stets das Gefühl hat, daß der Europäer ein höher stehendes Wesen ist. Man wird sogar hier und da steuern müssen, daß der Gehorsam nicht in unsoldatische, sklavische Furcht übergeht. Behutsam soll man sein mit Belehrung über Beschwerden gegen Vorgesetzte. Der Neger hat natürlich nicht das ausgebildete Ehrgefühl wie unser Soldat, und daher ist diese Maßregel noch nicht von so dringendem Werthe. Den einmal eingeführten Beschwerdeweg soll man jedoch wegen des feinen Gefühls für Gerechtigkeit streng innehalten und durchführen. Meuterei soll man immer mit der höchsten Strafe, zumeist mit der Todesstrafe, ahnden.

Ueber den Muth bei allen Dienstobliegenheiten läßt sich schwer ein Urtheil fällen, denn alle Strapazen im Felde, die der Europäer mitmacht, sind für den Neger Spielerei. Man muß über seine Abhärtung, Zähigkeit bei Märschen und seine Bedürfnißlosigkeit staunen. Ein Neger, der am Tage unter glühender Sonnenhitze täglich drei bis vier Deutsche Meilen zurücklegt mit einer Last von 60 bis 70 Pfund, verschlingt abends zwei bis drei geröstete

Kartoffeln, trinkt ein Liter Waſſer, wirft ſich dann auf die Antilopenhaut und ſchläft bei 5° C, nur mit einem baumwollenen Fetzen bedeckt oder nackt am Feuer liegend; ſo lebt er oft monatelang, wie z. B. die Träger einer Handelskarawane. Zweifellos beſitzt der Neger Muth, der am beſten erhalten und gehoben werden kann durch Vergleiche mit Leuten eines anderen Stammes, die mehr leiſten, ſowie auch durch Spaßmacher, die ſich in jeder Truppe finden, und durch Singen ihrer Korpsgeſänge.

Tapferkeit iſt die ſchwächſte Seite des Negers, beſonders die beſonnene, ruhige, nachhaltige Tapferkeit. Der Neger läßt ſich oft zu einer tapferen That hinreißen, entflammen, ich möchte ſagen, zu „wilder Tapferkeit“, die die Suluſtämme ſo oft bewieſen. Daß ihm die wahre Tapferkeit, die ja ſtets ein hoher Grad von Selbſtüberwindung iſt, fehlt, zeigt ſich am beſten bei Rückzugsgefechten, die ich noch beſprechen werde. Belobigungen, Dekorirung, Belehrungen, Beförderungen ſind die beſten Mittel zur Hebung dieſer Pflicht.

Ehrenhafte Führung zeigt der Oſtafrikaner in höherem Grade als der Weſtafrikaner, und das iſt fraglos eine Frucht des gerade in dieſer Beziehung beeinfluſſenden Mohammedanismus. Trunk, Ausſchreitungen aller Art, Unreinlichkeit, Grauſamkeit gegen Menſch und Thier ſind dem guten Moslem greuliche Vergehen, ſelbſt auf die weniger ſtrengen, wie die Bantuſtämme, iſt doch Manches hiervon übergegangen. Man kann wohl ſagen, daß die mohammedaniſche Religion gewiſſermaßen die militäriſchſte iſt, ſie arbeitet einer Armee in Bezug auf Führung des Soldaten außerordentlich in die Hand. Die Führung der Somali iſt dementſprechend auch in der Schutztruppe die beſte, ſie ſind die ſtrengſten Mohammedaner, die der Suaheli die ſchlechteſte, denn ſie ſind ſchlaffe Moslemin.

Kameradſchaft beſitzt der Neger in hohem Grade. Sie äußert ſich mehr als Stammes-Korpsgeiſt, und wenn man auch zur Anſtachelung des Ehrgeizes die Leiſtungen verſchiedener Stammesangehöriger gegenüber hält, ſo darf

man dies doch rücksichtlich der Kameradschaft nicht zu weit treiben. Immerhin halte man die verschiedenen Volksangehörigen — Sudanese, Somali, Haussa, Sulu, Suaheli ꝛc. — kompagnie- oder zugweise auseinander. Der Offizier möge jedoch eingedenk sein, daß die beim Neger vorherrschende gute Kameradschaft zu einem großen Theile auf Furcht vor bösem Blick, Verhexen und Verwünschen beruht. Ueber ganz Afrika verbreitet der Glaube an diese Macht des Menschen eine ängstliche Besorgniß, dem Stammesgenossen nicht zu nahe zu treten, ihm nicht zu schaden. Ist auch die Ursache eine häßliche für den Neger, so ist doch die Wirkung eine gute, denn ohne diese würde ein unausgesetztes Raufen und Kämpfen der Vermehrung dieser Rasse sehr im Wege stehen. Ich habe nur bei mehr oder weniger unabhängigen Stämmen Prügeleien erlebt, habe aber nie gesehen, daß ein freier Neger gegen den anderen die Hand, den Stock oder die Waffe erhebt in der Erhitzung verschiedener Meinung oder hingerissen durch Zorn. Alle streitigen Punkte werden durch den Häuptling, durch den Medizinmann, vermittels Schiedsgerichts oder des von allen Reisenden erwähnten Gifttrinkens ausgeglichen. Es folgt hieraus, daß es Aufgabe des Führers zu sein hat, die Ursachen der Kameradschaft auf höhere Grundlagen zu bringen, die Furcht vor Hexerei ꝛc., die Entscheidung durch Gifttrinken und ähnliche Gebräuche zu beseitigen.

Vor Allem werden Beispiel, Belobigungen, Belohnung, dann Belehrung, weniger Verwarnung — wenigstens nicht zu oft —, nachdrückliche, richtige Bestrafung die Pflichterfüllung des Negers beeinflussen.

Zu empfehlende Strafen sind: Abzüge vom Gehalt oder von der Verpflegung (Fleisch), Strafdienst, Anbinden, Prügel, Kettenarbeit, Todesstrafe. Freiheitsentziehung ist für den wenig arbeitslustigen Neger mit seinen geringen Bedürfnissen keine Strafe. Ueber Prügel möge gesagt werden, daß man diese mit einem Tau nachdrücklich, aber in beschränkter Ausdehnung ertheilen

lassen soll durch den schwarzen Vorgesetzten des Mannes. Nie soll der Europäische Führer die Peitsche selbst zur Hand nehmen. 50 Hiebe muß schon eine schwere Strafe, 100 das höchste Maß für zwei bis drei Tage sein.

Die Todesstrafe für nicht rein militärische Verbrechen sei Erhängen, da dies, richtig vorgenommen, die humanste Todesart ist. Läßt man einen Soldaten wegen militärischer Verbrechen erschießen, so lasse man ihm die Mündungen vor Kopf und Herz halten, da sonst meist greuliche Scenen durch nicht plötzliches Sterben entstehen; es scheint, daß der Neger, der zum Erschießen eines Mannes kommandirt ist (Weiße sind natürlich bei diesem Dienst absolut ausgeschlossen), sehr aufgeregt ist, denn meist schießt er auf die nächste Entfernung erbärmlich. Dies war auch der Grund, daß ich bei Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika die nöthigen Exekutionen durch Erhängen vornehmen ließ.

Je länger der Soldat unter Europäischen Führern dient, je näher er mit ihnen in Berührung kommt, desto mehr wird er an Pflichtgefühl gewinnen. Aus diesem Grunde schon sollten wir kein Mittel scheuen, uns den Mann in der Schutztruppe möglichst lange zu erhalten, und möglichst selten neue Rekrutirungen vornehmen.

IX. Behandlung des Negers.

Keine Thätigkeit ist geeigneter, den Europäer für die richtige Behandlung der Neger zu erziehen, als die militärische. Wer jahrelang Rekruten ausgebildet hat, lernt, sich in Geduld zu üben, der Individualität seiner Untergebenen Rechnung zu tragen und auch dem intellektuell tiefer Stehenden gerecht zu werden. Er wird bald erkennen, daß er in den Negern eine noch in den Kinderschuhen steckende Rasse vor sich hat.

Die Behandlung soll in erster Linie eine gerechte, streng unparteiische sein, denn der Wilde hat wie das Kind ein feines Gefühl für ungerechte Behandlung, Zurücksetzung oder Bevorzugung.

Gerade weil der Neger die weit höhere Stellung des Europäers anerkennt, besteht das wirksamste Erziehungsmittel darin, ihn bis zu einem gewissen Grade als seines Gleichen anzuerkennen, als Menschen, dem man Mitgefühl schuldig ist. Ich bin durchaus kein Freund davon, jedem „black brother“ die Hand zu schütteln, halte vielmehr die Aufrechterhaltung einer Grenze der Annäherung, vor Allem dem Offizier gegenüber, für nöthig. Der Neger soll aber erkennen, daß man ein Herz für ihn hat, daß man seinen Eigenthümlichkeiten Rechnung trägt. Mancher meiner Offiziere war bei großer Strenge doch beliebt, denn er gönnte hier und da seinen Leuten ein freundliches Wort und hatte für die häufigen kleinen Wünsche und Anliegen ein offenes Ohr.

Jeder Europäer, der zum ersten Male nach Afrika kommt, hat zwei Stadien durchzumachen, bevor er den

Neger, je nach Begabung, früher oder später richtig beurtheilen lernt. Zunächst überschätzt er ihn, wie man es häufig allem Fremdartigen gegenüber thut; dann sieht er ein, daß er sich sehr getäuscht hat, und fällt gewöhnlich ins Gegentheil — und das ist das gefährlichste Stadium —, bis er den richtigen Mittelweg gefunden hat. Ist dies geschehen, so wird auch der Neger ihn verstehen, aus dem er dann viel, sehr viel machen kann. Er kann die guten Eigenschaften, die in ihm schlummern, zur Entwickelung bringen, er kann ihn entflammen zu hohen Leistungen, ja zur Selbstverleugnung. Hört der gute Einfluß des Europäers auf, so fällt der Neger schnell wieder in seine alte Trägheit und Sorglosigkeit zurück.

Da eine richtige Behandlung des Negers sich gewöhnlich erst aus einem längeren Studium seines Charakters, aus längerer Praxis ergiebt, so sollte man mit allen möglichen Mitteln darauf hinstreben, darin bewährte Kräfte sich zu erhalten. Aus denselben Gründen ergiebt sich für den Führer der Truppe die Nothwendigkeit, die Vorgesetzten nur, wenn durchaus nöthig, zu wechseln. Ich möchte hier einschalten, daß für unsere jungen Kolonien eine richtige Behandlung von ganz besonderer Tragweite ist, da man den Patriotismus, der bei unseren Soldaten eine mächtige Triebfeder ist, von einem Mann der schwarzen Truppe nicht erwarten kann, und die Liebe und Verehrung für seine Vorgesetzten den einzigen Ersatz für jenes ihm unbekannte Gefühl bildet.

Man soll die Religion, Sitten und Gebräuche des Afrikaners strengstens respektiren, soweit dies irgend angeht — besonders bei den Mohammedanern —, damit man nicht das Gefühl der Anhänglichkeit durch das Bewußtsein eines Glaubens- und Rassenunterschiedes stört.

Man habe ein williges, geduldiges Ohr für Klagen, für Einholen von Rath, für die Mittheilung von Sorgen und Wünschen, denn das befestigt das Zutrauen, wenn

auch dabei die Geduld oft auf eine harte Probe gestellt wird. Der Afrikaner ist sehr leicht mit einer ihn in Hoffnung erhaltenden Antwort zufrieden gestellt. Das bekannte „bukra inschalla“, „kescho inschalla“ oder „labda kescho“ („morgen, so Gott will“, oder „vielleicht morgen“) sind in Afrika goldene Worte für Jemand, der mit tausend möglichen und unmöglichen Anliegen angegangen wird. Eine schroffe Ablehnung oder Zurückweisung trägt dem Ungeduldigen den Namen bwana kali (der böse Herr) ein.

Wenn man berücksichtigt, daß der Afrikaner keinen Begriff hat vom Werthe der Zeit, so wird man es erklärlich finden, daß er schroffe Ablehnung meist nicht begreift, und daß er sich mit einem Hinausschieben leichter tröstet als ein Europäer. Dabei möge man aber sich als Richtschnur den Grundsatz dienen lassen, daß der Wilde erst die Ueberlegenheit unbedingt anerkennen muß, bevor man ihm Güte zeigt, da er Letztere sonst leicht als Schwäche auslegen würde.

Der aufmerksame Beobachter wird bei dem Afrikaner bald Anklänge an die alttestamentlichen, patriarchalischen Verhältnisse finden und daraus für seinen Verkehr mit ihm die richtigen Schlüsse ziehen können.

X. Bewaffnung, Ausrüstung und Verpflegung des schwarzen Soldaten.

Die jetzige Bewaffnung der Schutztruppe mit der Jägerbüchse M/71 nebst kurzem Seitengewehr ist eine gute. Die Feuergeschwindigkeit und die Solidität dieser Waffe sind für Afrikanische Verhältnisse völlig genügend. Spielleuten, Unterführern und den Leuten der zum Aufklärungsdienst bestimmten Truppe sowie den Artilleristen und den Trägern gebe man den Karabiner M/71.

In einer Kriegskarawane sollte kein Mann unbewaffnet sein; man vertheile daher an die Träger, denen man den Karabiner nicht anvertrauen will, kurze Vorderlader oder mindestens Speere und Bogen. Man sehe darauf, daß man wenigstens einen mit Pfeil und Bogen bewaffneten Mann und einige Speere in der Karawane hat (vergl. IV: „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung", S. 15 ff.). Verwendet man zur Sicherung eingeborene Krieger (siehe V: „Kriegsmärsche und Lagerdienst in Afrika", S. 26 ff.), so revidire man vor dem Ausmarsch deren Bewaffnung und gebe erforderlichenfalls Zündhütchen, Pulver und Blei aus. Der Mann trägt 100 bis höchstens 200 Patronen, Artilleristen, Führer, Spielleute ꝛc. 40 bis 60.

Für die Artillerie ist das kleine 3,7 cm Schnellfeuergeschütz zweckentsprechend, dessen erstes Stück bei Krupp-Essen nach meinen Angaben über Transportfähigkeit und Montirung konstruirt ist. Ein Träger trägt 25 fertige Patronen, vier Mann das Geschütz mit Laffete, das montirt von zwei Mann gefahren werden kann. Die Granate durchschlägt leicht die Durchschnittsstärke Afrikanischer

Befestigungen und krepirt leicht mit einem starken Knall in viele Sprengstücke von geeigneter Größe. Der Kartätschschuß ist allerdings so mangelhaft, daß man auf ihn vollkommen verzichten kann, denn selbst auf die nächste Entfernung wirkt eine Granate besser als die Kartätsche. Außerdem haben wir ja bei Kriegskarawanen als vorzüglichen Ersatz des Kartätschgeschosses die Maxim-mitrailleuse. Es wäre wünschenswerth, die Brandwirkung der Granate zu verbessern, da sie selbst die vollkommen ausgetrockneten dicken Strohdächer der Hütten nur selten in Brand zu setzen vermag. Man sollte im Bedarfsfalle kleine Zündröhrchen einsetzen. Die von den Engländern angewendeten Kriegsraketen sind unsicher und bedürfen eines schweren, unhandlichen Gestells.

In dem vorerwähnten Abschnitte „Angriff auf eine Afrikanische Befestigung" habe ich schon von einem kleinen Mörser gesprochen, dessen Wurf lediglich zur Brandlegung verwendet werden könnte. Da man von ihm nur eine Schußwirkung bis auf höchstens 600 m zu verlangen hat und die Kartusche infolgedessen nicht stark zu sein braucht, so sollte man annehmen, daß die Konstruktion eines solchen Geschützes, dessen schwerster Theil auseinandergenommen 50 kg nicht übersteigen darf, keine besonderen Schwierigkeiten bereiten kann. Man könnte bei solcher schwachen Ladung vielleicht Aluminium verwenden, oder aber das eigentliche, verhältnißmäßig schwache Rohr noch in einen mit den Schildzapfen versehenen Mantel legen. Der vollkommen montirte Mörser müßte dann ebenfalls an Tragstangen im auseinandergenommenen Zustande leicht zu befördern sein. Abgesehen von einer sicheren Brandlegung würde man die aus Stein gebauten Befestigungen im Innern, gegen die das 3,7 cm Geschütz wirkungslos ist, durch diese Mörser leicht zerstören. Auch den Schrapnelschuß, für den das 3,7 cm Geschütz ein zu kleines Kaliber hat, würde dieser Mörser gestatten.

Das Maxim-gun, dessen ich zum Erstaunen unserer artilleristischen Autoritäten während des Aufstandes in

Ostafrika lobend Erwähnung gethan habe, hatte mich damals — muß ich offen gestehen — durch einige erstaunliche Leistungen über Gebühr eingenommen. Es ist jedoch, wie ich jetzt nach längerer Erfahrung besonders auf weiten Expeditionen gelernt habe, mit Vortheil nur zu verwenden, wenn es von einem Europäer „gepflegt und versorgt" wird, der gründlich mit ihm ausgebildet und befähigt ist, kleinere Reparaturen vornehmen zu können, ein Vorzug, dessen ich damals in Ostafrika genoß, während ich auf späteren Expeditionen ohne solche technisch ausgebildeten Leute mit der Instandhaltung große Schwierigkeiten hatte. Außer der ganz außerordentlichen Sorgsamkeit, die die Instandhaltung des komplizirten Mechanismus erfordert, giebt es eine Menge Ursachen, die ein Versagen dieser Waffe zur Folge haben. Sie erfordert zur Aufstellung harten Boden, in weichem genügt der Rückstoß nicht, der die ganze Funktionirung nach dem ersten Schusse übernimmt. In der Regenzeit kann man den Patronengürtel bei aller Sorgfalt schwer trocken genug erhalten, das Band quillt hier und da und passirt nicht mehr leicht genug den Patronengürtel-Gang. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der sehr große Patronenverbrauch dieser Waffe bei den schlechten Transportmitteln in Afrika vielfach Schwierigkeiten bereitet. Man muß den Patronenkasten, aus dem automatisch die Munition zugeführt wird, unter dem Rohre noch in der Laffete oder dem Dreifuß anbringen, denn nur dies würde ein schnelles Wechseln des Ziels — für eine solche Waffe ein besonderes Erforderniß — erlauben.

Trotz aller dieser Nachtheile hat sich jedoch in vielen Fällen die Maximmitrailleuse derart bewährt, daß man sie, wenn auch mit verhältnißmäßig großen Opfern, den Schutztruppen in den Kolonien erhalten sollte. Keine andere Waffe ist im Stande, ein tropisch dicht bewachsenes, vom Gegner besetztes Gelände so gründlich zu säubern, keine macht einen derartig überwältigenden Eindruck auf den Wilden, keine ermöglicht ein so plötzliches starkes Feuer.

Alle diese Umstände sind aber für den Afrikanischen Krieg von weit höherer Bedeutung als unter Europäischen Verhältnissen. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, wie die Maximmitrailleuse vorzüglich an der Tete der langen Afrikanischen Marschkolonne verwendet werden kann, wie sie da die langsame Entwickelung ungefährlicher macht und schützt. Sie ist von wunderbarer Wirkung gegen die meist in großer numerischer Ueberlegenheit ausgeführten Massenanstürme der Afrikanischen Speerkämpfer, also gegen die Taktik der den Sulus verwandten Stämme, wie sie den größten Theil des Südens unseres Ostafrikanischen Gebietes bewohnen und mit deren mächtigsten, den Makunkwara, wir zum Glück bis jetzt noch nicht in feindliche Berührung gekommen sind. Die Möglichkeit jedoch, auch ihnen gegenüber zur Verwendung zu kommen, ist für die Schutztruppe nicht ausgeschlossen.

Die Ausrüstung des Soldaten besteht in Koppel mit zwei bis drei Patrontaschen, Brotbeutel, Feldflasche. Statt eines Mantels empfiehlt sich eine gute, leichte wollene Decke, die gerade so groß sein muß, daß sich der Mann in sie hineinwickeln kann. Diese wird aufgerollt und in ein 2 m langes und 0,5 m breites leichtes Stück wasserdichten Zeuges eingeschnürt und über dem Tornistersack angebracht. Die wasserdichte Hülle, auf etwas Gras oder Buschwerk gelegt, dient gleichzeitig als Unterlage für die Nacht. Ein 2 m langes und 1,6 m breites Stück dicht gewebtes, leichtes Baumwollenzeug hatte ich jedem Manne meiner Truppe als Zelt mitgegeben. Es wurde zusammengelegt unter dem Deckel des Tornistersackes getragen und hatte an den Seiten einige Oesen für die Zeltnägel. Mittelst zweier 0,6 m hoher Gabelhölzchen und einer 2 m langen Zeltstange, die ja nicht schnurgerade zu sein braucht, schlägt sich jeder Mann innerhalb weniger Minuten das Zelt auf. In der trockenen Jahreszeit kann man die Zelte fortlassen, da dann Windschirme, meist auch die Boma des Lagers, an die sich die Leute betten, genügen. Während

der Regenzeit jedoch hat sich ein solches Zeltchen für den Gesundheitszustand der Truppe als außerordentlich vortheilhaft erwiesen. Der Mann muß stets um sein Zelt einen kleinen Graben mit Abzug herrichten und den ausgestochenen Boden auf den Zeltrand werfen.

Ein Tornisterbündel, enthaltend einen vollständigen Anzug und an Stelle der Stiefel Sandalen, dann Teller, Löffel, Salzsäckchen, Nähzeug, Utensilien zum Gewehrreinigen und ein kleines, zugeschmolzenes Gläschen mit Ammoniak (gegen giftige Pfeile und Bisse von Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen ꝛc.) vervollständigen die Ausrüstung. Kupferne Kochkessel, für jeden Zug einen, lasse man durch Träger befördern.

Das Schanzzeug eines Zuges besteht aus einer Axt, einem Beil, einer kleinen Picke, einem kleinen und einem großen Spaten, zwei starken Buschmessern (macheta), einer Gliedersäge, einem etwa 10 m langen starken Tau und einer Rolle schwächeren Taues.

An Verpflegungsgegenständen werden dem Manne täglich geliefert: ein Liter Mehl (Mais oder Hirse) oder ein halbes Liter Bohnen oder Reis, oder entsprechend Bananen, süße Kartoffeln oder etwas Fleisch und ein viertel Liter Erdnüsse. Etwas Salz — ferner, was eigentlich nicht unter obiges Stichwort gehört, Seife, Streichhölzer, Gewehröl — und wenn möglich etwas Tabak sollten in entsprechenden Zwischenräumen ausgegeben werden. Rother Pfeffer, Tomaten, Kürbis, Limonen, Zuckerrohr, Zwiebeln ꝛc. sind erwünschte Zuthaten.

Man kaufe, indem man mit Zeug, Perlen, Draht ꝛc. versehene Patrouillen in die Dörfer schickt, im Ganzen ein und gebe höchstens drei Tagesportionen aus, um den Mann nicht zu sehr zu belasten und ihm nicht das Haushalten mit seinen Portionen noch mehr zu erschweren.

Will man größere Vorräthe mit sich führen, so muß man sie auf Träger vertheilen. In den Stationen war es den Leuten der Ostafrikanischen Schutztruppe lieb, ihre Verpflegung in Geld zu erhalten, da sie sich

dann mit ihren Weibern besser einrichten konnten. Das vorher Gesagte gilt also als Regel nur für Expeditionen.

Besonders scharf sehe man auf ganz gleichmäßige Vertheilung von Fleisch, da irgend welche Ungleichmäßigkeit in der Ausgabe dieses so sehr beliebten Nahrungsmittels stets Reibereien hervorruft.

Waaren an die Leute zu vertheilen und sie ihre Nahrungsmittel selbst einkaufen zu lassen, ist nur in der Garnison angängig; auf dem Marsche würde die ganze Truppe in die Dörfer ausschwärmen, und endlose Klagen der Eingeborenen über Uebergriffe wären die Folge. Man kann jedoch etwas Zeug, einige Perlen u. dergl. monatsweise vertheilen, damit sich der Mann kleine Bedürfnisse, wie Tabak und Aehnliches, selbst einkaufen kann.

Beim Schlachten von Vieh und Vertheilen von Lebensmitteln beobachte man stets die Sitten und Gebräuche der Leute, man lasse also für Mohammedaner das Vieh von ihnen selbst nach ihren Gebräuchen schlachten.

Bei religiösen und sonstigen Festlichkeiten kann man den Leuten, besonders den Mohammedanern, durch Vertheilen von etwas Zucker, Kaffee oder Thee, Tabak und Fleisch, anderen Negern durch Pombe, Hirsebier ꝛc. eine große Freude bereiten. Auch soll man beim Dienstansetzen ihren Festen Rechnung tragen.

In der Verpflegung suche man möglichst Abwechselung eintreten zu lassen; es ist nicht gut, den Leuten, selbst in wildreichen Gegenden, viel Fleisch zu geben, da sie nicht daran gewöhnt sind und leicht an Verdauungsstörungen leiden.

XI. Was hat der Europäer, speziell der Offizier, bei Erfüllung seiner Pflichten in unseren Kolonien besonders zu berücksichtigen?

Die Pflichten des nach den Kolonien hinausgehenden Offiziers oder Unteroffiziers, die, in ihrem Begriff erweitert, auch die allgemein menschlichen Pflichten in sich begreifen, stellen in Afrika fraglos höhere Anforderungen an den Europäer als daheim, weil das dortige Klima die That und Entschlußkraft in hohem Grade schwächt. Besonders im Innern des Kontinents beim Leben unter Wilden fällt außerdem der überwachende und anspornende Einfluß der Gesellschaft fort, und dabei bietet sich doch fast täglich zur Ueberwindung von Strapazen, Entbehrungen und Gefahren weit öfter Gelegenheit als in der Heimath im gewöhnlichen Leben.

Die erste Pflicht, die Treue, macht hierin eine Ausnahme. Draußen in der Fremde wird das Gefühl der Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland durch den Verkehr mit Angehörigen anderer Nationen eher gestärkt, als durch die Entfernung geschwächt. Man denkt in der Wildniß gern an die Heimath zurück, fühlt gern das Band, das uns in weiter Ferne an das Vaterland und an den Landesfürsten knüpft, und ist stolz auf beide.

Anders ist es mit dem Gehorsam. Schon an Bord eines Kriegsschiffes ist die Stellung des Kommandanten eine viel abgeschlossenere, durch mancherlei Bestimmungen in ihrer Autorität gewahrte. Das enge Zusammenleben ist ein gefährlicher Feind der Disziplin, die dann nur durch gesellschaftliche Trennung erleichtert wird. Noch

weit mehr als auf unseren Kriegsschiffen ist es für den Führer in Afrika nöthig, sich mehr als Vorgesetzter, weniger kameradschaftlich zu seinen Untergebenen zu stellen, auch wenn dies ihm selbst die größten Opfer auferlegt. Ganz besonders da muß dies geschehen, wo der Unterschied des Lebens- oder Dienstalters, der sonst die Unterordnung dem Jüngeren erleichtert, wegfällt, wie es im Tropendienst, wo mehr die Erfahrungen als Lebens- und Dienstalter mitsprechen werden, oft der Fall sein wird. Die Umstände, welche zu einer gewissen Unnahbarmachung des Kommandanten an Bord des Kriegsschiffes geführt haben, sind beim Zusammenleben in Afrika, besonders auf längeren Expeditionen, in noch weit höherem Grade vorhanden. Das Offizierkorps eines Kriegsschiffes lebt höchstens wenige Monate von dem Einfluß gebildeter Geselligkeit ausgeschlossen, dagegen eine ins Innere Afrikas gehende Expedition oder das Offizierkorps einer weit vorgeschobenen Station auf Jahre. Die Offiziere eines Kriegsschiffes haben außerdem bei Weitem mehr Gelegenheit zu anregenden Zerstreuungen als die in der Wildniß abgeschlossenen Afrikaner. Es folgt hieraus, daß der Vorgesetzte eines weit vorgeschobenen Postens oder einer Expedition entsprechend dem Kommandanten eines Kriegsschiffes — oder vielmehr in weit höherem Grade als dieser — mit der höchstmöglichen Disziplinar- und Gerichtsgewalt ausgerüstet werden sollte und daß man zu derart verantwortlichen Posten nur seine zuverlässigsten und erfahrensten Offiziere auswählen darf. Junge Afrikaner sehen das oft nicht ein und halten eine schärfere Betonung der Autorität für Ueberhebung und Unfreundlichkeit, da gerade sie, zum ersten Male der Gesellschaft entführt, das Bedürfniß nach Mittheilsamkeit, nach engerem Anschluß lebhafter fühlen.

Solche Verhältnisse erklären es auch, daß die Frage der Disziplin von großem Einfluß auf die der *Kameradschaft* ist, und zwar von einem diese letztere Pflicht äußerst erschwerenden Einfluß. Es kommt aber noch

ein physischer Faktor hinzu, der besonders Naturen, die nicht zu leiden gewohnt sind, die Pflicht der Kameradschaft bedeutend erschwert. Der Malariaeinfluß macht zweifellos unverträglich, unzufrieden, ich möchte den Ausdruck gebrauchen „vergrätzt"; wahrscheinlich ist der Umstand, daß Leber, Milz und Galle dabei in starke Mitleidenschaft gezogen werden, schuld daran. Der an Malaria Erkrankte fühlt sich unglücklicher als ein Seekranker. Er empfindet die geringste Affektion in hohem Grade, und selbst der Friedfertigste wird oft geradezu feindlich gestimmt. Das ist überall in den Tropen der Fall und besonders da, wo die gesellschaftlichen Formen dem Kranken nicht einen gewissen Zwang auferlegen. Der sich tief gekränkt Fühlende setzt sich hin und klagt sein Leid über eingebildete, entsetzliche Kränkungen brieflich seinen Lieben daheim; er ergrübelt die fürchterlichsten Folgen und — ist später erstaunt über die heimberichteten Uebertreibungen, ja häufig Erfindungen einer krankhaften Phantasie, die unterdeß sich verbreitet haben und nicht mehr zurückzurufen sind.

Noch andere Verhältnisse beeinflussen den Afrikanischen Neuling. Er kommt hinaus mit der Hoffnung auf Abenteuer, Gefechte, Jagden und Gelegenheit zu Auszeichnungen. Er findet zunächst nichts davon, wohl aber häufig erbärmliche Verpflegung und Unterkunft, Fieber, schlaflose Nächte mit Moskitoqual und dergleichen mehr. Er fühlt sich enttäuscht und von dem Führer, der ihn mitgenommen hat, getäuscht. Es ist natürlich und gut, daß man sich in der Heimath nach überstandenen Tropenreisen nur der angenehmen Stunden, der interessanten Scenen gern erinnert und diese gern mittheilt; so kommt es, daß Jemand, der sich nicht ernstlich, eingehend mit seiner Afrikanischen Zukunft beschäftigt hat, daheim leicht ein zu helles Bild des Bevorstehenden bekommt. Ernste Naturen, die sich für ihre Afrikanische Laufbahn vorbereiten, die das Beste gelesen haben, was darüber geschrieben ist, und ihr Vorhaben nicht nur als einen

Sport betrachten, werden natürlich in solche Fehler nicht verfallen. Energische, männliche Naturen werden sich auch von den oben angeführten, die Kameradschaft gefährdenden Einflüssen des Fiebers nicht überwältigen lassen, sondern dagegen mit Erfolg ankämpfen.

Der Führer einer Expedition — meist derjenige, der die größte Erfahrung besitzt — wird oft den Gebrauch der Waffe nur als ultima ratio ansehen. Dies bleibt, wie meine Erfahrungen mich gelehrt haben, für den Neuling, der mit brennendem Verlangen eines ersten Gefechts ins Innere gegangen ist, unverständlich; ja er ist sogar oft geneigt, die Ruhe und Besonnenheit seines Führers als Mangel an Entschlossenheit auszulegen. Giebt es dann Gelegenheit zur Auszeichnung irgend welcher Art, so fällt naturgemäß der Löwenantheil auf den Führer, und die untergebenen Offiziere, die dieselben Strapazen ausgehalten, dieselben Gefahren durchgemacht haben, fühlen sich dann häufig zurückgesetzt, gekränkt. Sie berücksichtigen nicht, daß die ganze Verantwortlichkeit auf dem Führer allein liegt, daß im Falle des Mißlingens der Führer die Folgen allein zu tragen und somit auch im Falle des Gelingens ein Anrecht auf den größten Theil der Auszeichnungen hat. Mehr als z. B. in einem Europäischen Kriege wird in Afrika ein junger Offizier, der das Glück hatte, etwas Hervorragendes zu leisten, seine Verdienste zu überschätzen geneigt sein, da die strenge Autorität, die daheim in der Armee durch täglichen, dienstlichen Verkehr mit Vorgesetzten aufrecht erhalten wird, nicht in derselben Schärfe vorhanden sein kann, und weil meist nur solche Offiziere sich zum Dienst in den Kolonien melden, die einen größeren Thatendrang, ja vielleicht Ehrgeiz besitzen als der Durchschnitt ihrer Kameraden, eine Eigenschaft, die sich aus denselben Gründen, die oben für die hohe Reizbarkeit angegeben wurden, geradezu zum Krankhaften steigert.

Alle diese Umstände sind, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, bei der Abgeschlossenheit von dem über-

wachenden Einfluß der civilisirten Geselligkeit schwere Gefahren für die Kameradschaft. Sie waren auf allen meinen längeren Expeditionen die Urheber der schwersten Stunden und die Ursache zu manchem Fieber.

Muth erfordert Selbstüberwindung. Die Letztere ist viel leichter, wenn sie vor den Augen der Welt in der Hoffnung auf Ruhm, Lob und Anerkennung durchgekämpft wird, als fern im dunkeln Innern des wilden Kontinents vor keinem anerkennenden Auge. Es ist eine bekannte Thatsache, daß da Mancher nicht Stand hält, den man daheim als einen „schneidigen Menschen" bezeichnet. Dann giebt es auch Leute, die überall Gefahren sehen, vielleicht weil sie solche fortwährend erleben möchten, oder auch nur um sich des Bestehens derselben rühmen zu können. Ich entsinne mich eines Reisenden, der einst bei einem Volksstamme Fürchterliches erlebt und mehrfach nur knapp dem Untergange entronnen sein wollte. Wenig später kam ich selbst dorthin, um die mir bekannten Häuptlinge wegen dieses ihrem Stamme fremdartigen Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen, und da stellte sich heraus, daß die vermutheten Angriffe — Empfangsfeierlichkeiten gewesen waren, wie sie vielfach im Innern Afrikas Sitte sind: wüthende Scheinangriffe, Lärm, Waffentänze und neugieriges Herbeidrängen, um den Weißen zu sehen. Derartige Mißverständnisse sind, nebenbei bemerkt, schon Grund zu wirklich ernsten Gefechten geworden. Noch mancher andere Fall zeigt deutlich, daß erregbare Naturen, die überall Gefahren wittern und in ihrer Einbildung Schreckliches erleben, häufig Mißgriffe machen und durchaus ungeeignete Führer für Afrikanische Verhältnisse sind. Nirgends mehr als bei Afrikanischen Unternehmungen ist nüchterne Ruhe erste Anforderung an den Führer.

Die größte Probe hat der Muth dann zu bestehen, wenn bei allen Schwierigkeiten, wirklichen Gefahren und Leiden Malariaerkrankung die Energie in einer Weise schwächt, die eben nur der kennt, der dies durchgemacht

hat. Ruhige Naturen mit elastischem Temperament scheinen mir in dieser Hinsicht die vollkommenst begabten zu sein, die durch drohende, unbekannte Gefahren nicht außer Fassung gebracht, sondern zur Anspornung aller geistigen Kraft getrieben werden, die dann aber den wirklichen Eintritt der Gefahr als eine Erleichterung fühlen.

Die Pflicht der Tapferkeit bedarf nach meiner Erfahrung beim Deutschen Offizier, so wunderbar es klingen mag, einer Einschränkung oder, besser gesagt, einer Warnung vor Uebertreibung. Es muß Aufgabe des Führers sein, darauf zu achten, daß nicht, wie es leider schon häufig geschah, durch zu schneidiges Vorgehen Unglück verursacht wird. Zu einer Verordnung in diesem Sinne sah ich mich gleich zu Anfang der Niederwerfung des Aufstandes in Ostafrika veranlaßt.

Sicherheit und Ruhe vor dem Feinde imponiren auch dem schwarzen Untergebenen viel mehr als wilder Schneid, der, wenn am Platze, ja nie dem Deutschen Truppenführer fehlen wird.

Bei Besprechung der Pflicht der ehrenhaften Führung ist hervorzuheben, daß, wie schon erwähnt, die Ueberwachung und der Sporn der Gesellschaft fehlen und deshalb Jeder um so mehr auf sich zu achten hat. Versuchung zu Ausschreitungen ist in der abgeschlossenen Wildniß, wo man sich vollkommen unbeobachtet glaubt, oft groß. Erwähnt sei, daß die Einsamkeit und die klimatischen Verhältnisse, wie man an den Küsten Afrikas leider oft genug zu beobachten Gelegenheit hat, schlimme Verführer sind zum Trinken; nicht zum Kneipen in fröhlichem Kreise — das verbietet sich schon durch den Mangel an geeigneter Gesellschaft und durch die schlimmen Katzenjammer in den Tropen, die meist ein Fieber mit sich bringen —, sondern zum Angewöhnen einer zu häufigen Auffrischung des Körpers und Geistes durch ein „Gläschen". Solche Angewöhnung rächt sich mit der Zeit schwer. Zwar ist ein Schluck guten Kognaks fraglos ein vorzügliches Mittel gegen kleine Fieber; wird

aber der Körper zu sehr an ein solches Mittel gewöhnt, dann wirkt es nicht mehr, der Magen wird verdorben; und muß die dem Körper zur zwingenden Gewohnheit gewordene unnatürliche Anregung ausgesetzt werden, dann fällt die Konstitution überraschend schnell zusammen. Lange Jahre widersteht ein Trinker sicher nicht den schädlichen klimatischen Einflüssen.

Aus eigener Erfahrung muß ich auch warnen vor dem Gebrauch von Morphium. Wenn man anderthalb Jahrzehnte hindurch ein Leben geführt hat, das durch das erschlaffende Klima, durch die fast ununterbrochene Aufregung und oft höchste Nervenanspannung das eisernste Nervensystem erschüttert hat, so ist es erklärlich, daß man, um das schwere, verantwortliche Amt des Leiters einer größeren, wichtigen Unternehmung durchführen zu können, zu anderen Mitteln greift, die das Nervensystem zu der nöthigen Anspannung bringen. Es ist dann eben ein Opfer, das man bringt. Besser ist es jedoch, wenn man, was mir seit 14 Jahren leider nicht möglich war, vor neuen Unternehmungen den Körper derart kräftigt und ausruht, daß man zu solchem Mittel nicht zu greifen braucht.

Was den Umgang mit dem anderen Geschlecht anbetrifft, so schließe ich mich dem an, was Aerzte, die Anleitungen zum Tropenleben herausgegeben haben, in dieser Hinsicht empfehlen. Im Allgemeinen ist der Rath zu ertheilen, daß Maßhalten in jeder Beziehung immer der beste Schutz gegen ungünstige Folgen sein wird.

Es ist noch als ins Bereich dieser Pflicht gehörig zu erwähnen, daß der leider so ausgeprägte Küstenklatsch, den jeder Afrikabesucher nur zu bald kennen lernen wird, ein ganz besonderes Uebel genannt werden muß, das schon so manches Unglück, so manches traurige Ereigniß verschuldet hat. Es ist kaum eine Strafe hart genug gegen Müßige, die aus Langweile, um interessant zu sein, oder gar aus Gehässigkeit, Rachsucht und Neid den guten Namen eines Anderen verderben; gegen solche Leute muß die Acht ausgesprochen werden. Daß so

bedauerliche Vorkommnisse natürlich nicht aus dem Kreise der Kameraden hervorgehen, brauche ich nicht zu erwähnen. Wohl angebracht aber ist eine Warnung, da Niemand sicher ist, ein Opfer derartigen Klatsches zu werden, der hauptsächlich Müßiggänger und Abenteurer, wie sie sich in neuen Kolonien leicht zusammenfinden, zu Urhebern hat. Hat uns doch leider die Erfahrung gelehrt, daß solch frevelhaftes Beginnen nicht einmal vor Deutschen Frauen, die in geradezu heldenhafter Selbstverleugnung zum Wohle ihrer Landsleute draußen eine schwere Pflicht übernommen haben, Scheu zeigt!

Endlich möchte ich hier der Versuchung Erwähnung thun, sich durch Uebertreibung von Erlebnissen draußen, durch „Jagdgeschichten" und fürchterliche Abenteuer interessant zu machen. Es giebt Leute, die das für entschuldbar halten, ja ich hörte schon sagen: „Hätte ich das erlebt wie jener, wie wollte ich davon erzählen!" Abgesehen davon, daß es des rechten Mannes unwürdig ist, verschuldet solches Unternehmen Täuschung und Enttäuschung bei Anderen. Es macht Jeder an sich die Erfahrung, daß er sich daheim des Angenehmen, Interessanten, dessen, was man von ihm gern erzählen hört, am lebhaftesten erinnert, da es ihm durch seine Erzählungen am häufigsten ins Gedächtniß zurückgerufen wird. Um so mehr soll man, besonders wenn man seine Erlebnisse niederschreibt, sich der nüchternsten Wahrheit befleißigen; nur dann sind die Erzählungen von bleibendem Werth, wenn sie durchaus wahr und nicht nur reizvoll interessant sind. Es hat sich in den letzten Jahren auch eine Art „Salon-Afrikanerthum" herausgebildet, dessen Höhepunkt man gewöhnlich in Photographien in interessanter Position, in phantastischem Kostüm findet. Das bestraft sich meist von selbst, und zwar sehr hart, denn es macht den Helden lächerlich. Weit im Innern oder bei der Lösung schwieriger Aufgaben trifft man den Salon-Afrikaner nicht.

XII. Wie kann sich der Offizier und Beamte in den Kolonien auch für die Wissenschaft verdient machen?

In einem Lande, dessen Erschließung für die Kultur und die Civilisation noch auf einer so geringen Höhe steht, wie dies besonders im äquatorialen Afrika der Fall ist, hat jeder gebildete Europäer ausgiebige Gelegenheit, ja gewissermaßen die Pflicht, das Seinige zur weiteren Erschließung beizutragen. In unserem Zeitalter übernimmt naturgemäß zuerst die Wissenschaft die Aufgabe, alle Verhältnisse, die für die Erschließung eines noch wenig bekannten Kontinents von Wichtigkeit sind, der Kulturwelt zu übermitteln und Methode in die Beobachtungen zu bringen. Leider verfügen unsere wissenschaftlichen Institute nicht über so bedeutende Mittel, daß sie aus sich selbst eingehende Forschungen und Untersuchungen in Afrika anzustellen im Stande wären, und sie sind daher zum großen Theil auf das angewiesen, was ihnen von Männern dargeboten wird, welche die Pflicht in sich fühlen, da, wo sie können, zu nützen.

Der Offizier oder Beamte, der sich zum Dienst in den Kolonien meldet, sollte sich bewußt sein, daß er selbst mit wenig Anstrengung und geringen Opfern Vieles in diesem Sinne thun kann. Er sollte sich, bevor er in eine von unseren Kolonien geht, überlegen, auf welchem Gebiete der Wissenschaft er am besten etwas zu leisten im Stande ist. Es wird dies meist von seinem eigenen Interesse abhängen. Gewiß geht

Mancher hinaus, dem es gar nicht eingefallen ist, daß er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft draußen zu arbeiten verpflichtet ist; ich möchte daher vor Allem das Lesen des einzigen Werkes ihm vorschlagen, welches wir auf diesem Gebiete besitzen, es ist dies die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" von Dr. Neumeyer, zusammengestellt von einer Anzahl von Autoritäten auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, die für die Erschließung eines noch wenig bekannten Gebietes thätig sind. Es wird gewiß in den Aufsätzen dieses Werkes Eins oder das Andere sein, das dem Leser besonderes Interesse abgewinnt und ihm die Ueberzeugung beibringt, daß auch er sich Verdienste um die Wissenschaft erwerben kann. Hat sich der Leser des empfohlenen Werkes für eine der Aufgaben entschieden, so sollte er sich persönlich an Jemand wenden, der mit dem betreffenden Fache vertraut ist, und mit diesem die weiteren Schritte zu seiner Vorbereitung besprechen. Er findet auch schon im Anhang des Werkes die zu diesem Zwecke vorgeschlagene Lektüre verzeichnet.

Jeder Offizier und Beamte wird sicherlich während seiner Afrikanischen Dienstzeit für Beschäftigungen im Interesse der Wissenschaft Zeit genug erübrigen können; über die reiche Gelegenheit wird der, der sich, bevor er hinausgegangen ist, einigermaßen über das orientirt hat, was interessant zu wissen ist, erstaunt sein. Er wird auch die Erfahrung machen, wie das Interesse an einer solchen Beschäftigung wächst, wie diese bald zu einer Erholung wird. Der Offizier ist durch seine Fachvorstudien schon zu einer der wichtigsten Aufgaben in neuen Ländern, zur Aufnahme des Landes, vorbereitet; er wird mit geringem Aufwand an Zeit und Mühe sich bald zu einem tüchtigen Geographen heranbilden können. Aber jeder gebildete Europäer kann durch Aufzeichnung eigener Beobachtungen, Zusammenstellen oder Sammeln fremder, durch Anlage von

Sammlungen, Anfertigen von Plänen, Karten, Skizzen und Photographien Vieles thun.

In erster Linie ist wohl Jedem das Führen eines Tagebuches anzurathen, in dem er solche Aufzeichnungen, die wissenschaftlich verwerthet werden können, besonders bezeichnen möge. Er sollte in sein Tagebuch täglich eintragen und nicht, sich auf das Gedächtniß verlassend, nachtragen.

Niemand sollte in dem Glauben, etwas nicht fachgemäß gut wiedergeben zu können, sich von dem Versuche, dies zu thun, abschrecken lassen. Wie manches Interessante ist schon aus ganz rohen Aufzeichnungen und Wiedergaben hervorgegangen. Selbst der ungeübteste Planzeichner sollte mit einigen Strichen versuchen, ein noch nicht aufgenommenes Gebiet aufzuzeichnen. Auf alle Fälle sind die rohesten Striche später ein gutes Erinnerungsmittel, wenn man die Skizze einem Fachmann übergiebt und sie ihm zu erklären versucht.

Ich kann, da in der erwähnten Anleitung von Fachmännern dem Laien weit bessere Winke gegeben sind, als ich es im Stande sein würde zu thun, von Eingehenderem absehen, habe überhaupt diese Worte nur niedergeschrieben, weil ich in den früheren Abschnitten dem Aspiranten für Afrika aus meiner Praxis Rathschläge gab und nicht versäumen wollte, auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Die Lektüre der Reisewerke wissenschaftlicher Forschungsreisender, wie z. B. unter den Schriften unserer Landsleute Schweinfurts „Im Herzen Afrikas“, geben ein Bild, wie man beobachtet und wie man seine Beobachtungen wiedergiebt.

Ein Wort aus meinen Erfahrungen möchte ich noch beifügen über die Behandlung von Sammlungen, wissenschaftlichen Instrumenten und Chemikalien, die man zur Anlage von Sammlungen gebrauchen will. Zunächst strebe man danach, mit möglichst wenigen

Hülfsmitteln auszukommen, also, was Sammlungen anbelangt, sich soweit als angängig ohne große Vorräthe von Konservirungsmitteln zu behelfen. Die intensive Afrikanische Sonne ist der beste Konservator. In absolut ausgetrocknetem Zustand wird wenig, sei es botanisches oder geologisches Material, verderben. Es ist allerdings in der Regenzeit hierzu eine häufige Revision, Lüftung und erneute Trocknung erforderlich. Auch schützt dies gegen die sich in unerklärlicher Weise überall einschleichenden, zerstörenden Insekten. Wie praktische Leute sich helfen können, hat mein verstorbener Freund und Begleiter auf meiner ersten Reise, Dr. Pogge, bewiesen, der für seine botanische Sammlung dem Mangel an Pflanzenpapier dadurch abhalf, daß er die Pflanzen in den zu Handelszwecken mitgeführten Stoffen verpackte.

Sammlungen, Instrumente und Chemikalien sollte man auf Reisen stets nur den vorsichtigsten, ältesten Trägern übergeben, solche Lasten natürlich so leicht als möglich machen und dem Träger besondere Belohnung für vorsichtige Behandlung aussetzen. Man sollte sich besonders für Sammelzwecke intelligente Neger zu Gehülfen erziehen, man wird die Beobachtung machen, daß diese ein überraschendes Geschick zeigen, daß sie das Pflanzenpräpariren und Sammeln bald sehr gewandt ausführen, ja, daß ihre Beute meist eine bessere sein wird als die des Europäischen Sammlers selbst, da sie als reine Naturkinder besser die Fundstellen, die Gewohnheiten der Thiere, Zeit und Gelegenheit kennen als der Weiße. Man sollte solche Leute auf dem Marsche in seiner unmittelbaren Nähe halten, um von ihnen bei jeder Gelegenheit Auskunft holen zu können, stets aber, wenn irgend angängig, jede Erkundigung von mehreren Seiten bestätigen lassen; denn der Neger ist leicht geneigt, seinem Herrn zu Gefallen eine Auskunft zu geben, von der er glaubt, daß sie ihm interessant ist oder Freude macht.

Dies bringt mich auf einen Punkt, der hier nicht unerwähnt bleiben soll, nämlich die Nothwendigkeit, die größte Vorsicht obwalten zu lassen in Allem, worin man sich auf Andere verlassen muß. Es ist viel schlimmer, etwas unrichtig zu berichten als nichts. Letzteres ist nachzuholen; Ersteres hat häufig schon zu Täuschungen und Irrthümern Veranlassung gegeben. Man befleißige sich stets der nüchternsten, kühlsten Beobachtung und lasse sich ja nicht zu irgend einer Angabe dadurch hinreißen, daß man glaubt, sie sei besonders interessant, z. B. zu sogenannten „Jagdgeschichten", die vielfach nicht Unwahrheiten genannt werden können, sondern aus einer lebhaften Phantasie hervorgehen, oder auch daraus, daß man hofft, etwas ganz überraschend Interessantes zu bringen.

Ich kann aus eigener Erfahrung zum Schluß noch anführen, daß jede wissenschaftliche Autorität mit dem allergrößten Entgegenkommen einem Laien, der sich auch wissenschaftlich verdient machen will, mit Rath zur Seite stehen wird.

XIII. Afrikanische Jagd.

Nachdem ich die Pflichten des Deutschen Soldaten im Afrikanischen Dienste besprochen habe, dürfte es sich verlohnen, einige Worte auch dem einzigen Vergnügen in Afrika, der Jagd, zu widmen. Das hier Folgende soll nicht eine Anweisung für Sportsmen sein, die Jagdexpeditionen nach diesem Kontinent machen wollen, sondern Rathschläge für Jemand, der seine dienstfreie Zeit, seinen Urlaub mit dem hohen Vergnügen der vielseitigen Afrikanischen Jagd ausfüllen will, oder der zur Verpflegung seiner Leute Fleisch beschaffen muß.

Es gehört viel Passion oder Willenskraft dazu, in Afrika Jäger zu sein, denn die Jagd ist hier mit sehr viel größeren Entbehrungen, Anstrengungen und Gefahren verbunden als daheim, und häufig trägt sie noch obenein, wenn sie durch Sumpf und hohes Gras geführt hat, ein Fieber ein.

Das Poetische, das daheim unserer Jagd einen besonderen Reiz verleiht, fehlt in Afrika. Kommt man recht ermüdet und abgehetzt von der erfolgreichen Jagd zurück, so ist die einzige Belohnung die Genugthuung über die Erfolge und die Freude der Leute über den winkenden Fleischgenuß. Kein frischer Trunk oder gar ein opulentes Jagdfrühstück, bei dem die Ereignisse im fröhlichen Kreise noch einmal durchgesprochen werden, winkt dem Jäger. Dafür hat man allerdings auch das Gefühl des ungebundenen, freien Jägers, den kein Jagdgesetz, keine Grenze einschränkt in der Verfolgung der auserlesenen Beute. Das Bewußtsein, unumschränkter Herr der Schöpfung zu sein, verleiht der Afrikanischen

Jagd den höchsten Reiz. Die Aufregung ist eine größere, denn man kann z. B., der Antilope folgend, mit Rivalen im Jagdgebiete zusammentreffen, die wehrhaft sind, ja die sich den Jäger selbst zur Beute ausersehen können; man weiß, daß selbst das eigene Leben von einem guten Auge und einer sicheren Hand abhängen kann.

Für die Ausrüstung eines Jägers gilt, daß man bei einer möglichst geringen Anzahl von Waffen doch für jedes Wild vorbereitet ist, denn die Instandhaltung der Waffen erfordert besonders in der Regenzeit große Sorgfalt und viel Zeitaufwand. Mit drei Gewehren ist den erwähnten Anforderungen zu genügen: eine Schrotflinte, doppelläufig, Kaliber 12; eine Doppelbüchse, expreß, Kaliber 500; eine Doppelbüchse 8 bohr.

Erstere gebraucht man für Vogelwild und kleines Wild bis zur Antilope von der Größe des Rehbocks, auch für Raubwild einschließlich der Leoparden (Rehposten), besonders bei Nachtjagd. Die Pulverladung muß möglichst stark sein, nur ein Rohr Würgebohrung, um im Falle der Nothwendigkeit auch einen Kugelschuß feuern zu können. Man trage bei sich folgende Patronen:

Nr. 7 für Tauben, Schnepfen, Wachteln, Savannenhühner ꝛc.,

Nr. 3 für Enten, Frankolinen, Perlhühner, Hasen ꝛc.,

Nr. 0 für Gänse, Zwergantilopen, Schakale, Adler ꝛc.,

Nr. Rehposten für kleine Antilopen, Strauße, Raubwild bis zum Leoparden,

Nr. Rundkugel für den Fall, daß gelegentlich die Büchse nicht zur Hand ist. (Man unterschätze nie den Rundkugelschuß!) Die Kugel möge mit Zink versetztes Hartblei sein.

Die Doppelexpreßbüchse Kaliber 500, mit Expansions- und Vollkugel, genügt für alles Wild vom Rehpostenschuß aufwärts bis zum Büffel, dem man auch noch mit der Vollkugel gewachsen ist. Expansionsgeschosse erreichen die Grenze ihrer Wirksamkeit schon bei den stärkeren Antilopen (Elen-, Pferdeantilope, Hartebeest ꝛc.), sind

jedoch für den Halsschuß und auf Raubwild (Leoparden, Löwen) immer vorzuziehen. Ich habe viele Flußpferde und einige Elefanten mit Kaliber 500 geschossen, es ist jedoch dann stets ein Gehirnschuß erforderlich. Manche Jäger bedienen sich für Büffel und Giraffe des stärksten Kalibers 577, einer Büchse, die jedenfalls für solches schwerere Wild eine größere Sicherheit giebt.

Die Doppelbüchse Kaliber 8 mit Vollgeschossen, Hartblei oder auch Weichblei mit Stahlspitze, gebraucht man für Büffel, Giraffen, Flußpferde, Rhinoceros und Elefanten. Elefantenjäger von Fach nehmen wohl mit Vortheil ein noch schwereres Gewehr (6 bohr oder 4 bohr), jedoch genügt Kaliber 8 in den meisten Fällen, das dabei den Vorzug hat, transportabler zu sein.

Da schwere Hinterlader sehr theuer sind, haben viele Jäger neben dem erwähnten Kaliber 8 einen schweren, billigen Vorderlader 6 oder 4 mit glattem Lauf und harten Rundkugeln, der einen ausgezeichneten, wirksamen Schuß erlaubt, nebenbei auch, mit Schrot geladen, für Wasserwild in dichten Flügen brauchbar ist, oder mit Rehposten im Gefecht als Ersatz für die Kartätsche verwendet werden kann. In der letzten Zeit sind die ersten Versuche mit der kleinkalibrigen Armeewaffe gemacht worden. Sie genügt in Bezug auf Durchschlagskraft für jedes Wild, erlaubt einen guten Schuß auf für die Jagd sonst ungewöhnliche Entfernungen, wird aber, solange das Geschoß nicht Knochen trifft, wenig Wirkung haben. Es empfiehlt sich, um starke Ausschußwunden zu veranlassen, nicht, das in der Armee übliche Geschoß mit vollem Mantel zu benutzen, sondern ein solches, das nur zur Hälfte oder zu drei Vierteln mit Nickelmantel versehen ist. Diese Geschosse stauchen sich im Körper des Wildes und reißen infolgedessen außerordentlich große, gut schweißende Ausschüsse, die ein baldiges Todtschweißen des angeschossenen Wildes zur Folge haben und die Verfolgung wesentlich erleichtern. Immerhin sind die oben angeführten beiden Vortheile für den Fall eines

Gefechts so bedeutend, daß man wohl die Mitnahme einer oder einiger solcher Waffen für eine Expedition anrathen kann. Ein ausgezeichnet guter Schütze sollte nur diese Waffe mit dem Halbmantelgeschoß mit sich führen, vielleicht mit einer feineren Visirung als der für die Armee eingerichteten.

Neben diesen Waffen bedarf der Jäger eines guten Messers, und zwar halte ich die sogenannten Schwedischen Messer in Scheiden für die zweckentsprechendsten; außerdem eines kleinen Jagdbeils, wie es Merrem (Berlin, Friedrichstraße) in Scheiden liefert. Zum Abhäuten und Zerlegen des Wildes, zur Schaffung von Feuerholz, ja auch als Handwaffen ziehe ich diese beiden Waffen dem schweren Bowiemesser bei Weitem vor.

Zur Ausrüstung des Jägers ist erforderlich: eine kleine Taschenflasche aus Aluminium für Kognak, ein Signalhörnchen oder eine Pfeife, ein Etui mit Feuerzeug, Chinin, Ammoniakgläschen, Heftpflaster, ärztliche Nadel und Fäden, Bindfaden und sonstige kleine Bedürfnisse; Uhr, Kompaß, Blockpapier, Bleistift, eine Aluminiumkapsel für etwas Proviant, eine geräumige Patrontasche, eine Feldflasche für Wasser oder kalten Thee und eine in ein wasserdichtes Tuch eingeschlagene wollene Decke. Da man doch in den meisten Fällen nicht auf ein bestimmtes Wild ausgeht, wohl aber jedem Wilde, das man antreffen kann, gewachsen sein muß, so lasse man sich die Gewehre oder wenigstens einige davon von Trägern tragen, welche auch die letzten der genannten Gegenstände mit zu tragen haben. Jäger von Fach thun gut, sich mit Knie- und Handledern zu versehen, um sich nicht beim Kriechen während des Anschleichens auf Wild an den alljährlich abgebrannten, scharfen Grasstümpfen zu verwunden.

Was die Kleidung anlangt, so schlage ich aus langer Erfahrung vor, über einem dunkeln, wollenen Hemd eine ärmellose sogenannte Fränkische Weste, langschößig, von Tuch auf Brust und Rücken, zu tragen, worüber der

Gürtel mit einem leichten, kurzen, starken Messer und ein Täschchen für obige Taschenapotheke und Feuerzeug geschnallt wird; Hosen von Kaki oder Grasleinen und leichte, weiche Kniestiefel mit nicht zu starker Sohle (sonst Jagdschuhe und Gamaschen), einen dunkelgrauen Sonnenhelm aus Kork mit dünnem Filzüberzug, oder einen starken Filzhut von dunkelgrauer Farbe oder ein dunkles Käppchen, im Schatten oder morgens und abends zu tragen.

Da man beritten in den äquatorialen Theilen Afrikas nicht jagen kann, so sei nur erwähnt, daß man gut thut, bei weiter ausgedehnten Jagdzügen sich sein Reitthier (Stier oder Esel) nachführen zu lassen. Daß man sich beritten dem Wilde leichter nähern kann auf offenen Ebenen als zu Fuß, ist bekannt. Vom Mitnehmen von Hunden will ich nicht abrathen, da hierauf bezügliche Versuche im äquatorialen Afrika durchaus nicht erschöpft sind. Ohne Frage verliert der Jagdhund in den Tropen mehr oder weniger die Nase; aber man wird mit einem schweren Hund, der das Wild verbellt oder reißt, viel weniger zu Holz schießen, und dann sind besonders Teckel, die ich für die geeignetsten Europäischen Hunde in jenem Klima halte, zum Abjagen von Dickichten, Dschungeln ꝛc. gut zu verwenden. Auf großen Märschen muß man kleine Hunde tragen lassen. Leider ist der Schneid dieses kleinen Helden unter dem Hundegeschlecht meist sein Verderben. Ich habe fast alle Teckel durch Leoparden verloren. Man muß seinen Hund täglich reinigen lassen und besonders eine Art Maden, die durch Fliegen in die Haut kommen und sich dort zu einer scheußlichen Größe entwickeln können, täglich ausdrücken; auch muß man das Losen der Hunde beobachten und reguliren, oft Wasser geben, selten rohes Fleisch, nie in den heißen Stunden des Tages baden lassen, bei Fieber Chinin anwenden.

Im Allgemeinen ist die am meisten versprechende Jagd in Afrika der Pirschgang. Man gewöhne sich

einen langsamen Schritt an, damit man jederzeit ruhig ist zum Schuß, nicht erschöpft, oder das Blut sich durch Anstrengung in Sonnengluth in Wallung befindet. Man achte auf unnatürliche Erdaufwürfe, denn diese stellen den aus einer Wildgrube geholten Boden vor. Die Grube selbst ist so künstlich überdeckt, daß man sie nicht gewahr wird. Es kommt häufig vor, daß Jäger sich beim Sturz in eine Wildgrube verletzt haben; ist die Sohle (für Elefanten) mit angespitzten Pfählen besetzt, so wird die Verletzung leicht tödtlich.

Der Anstand ist nur lohnend, wenn die Eingeborenen versichern, daß das Wild einen regelmäßigen Wechsel hat. In der trockenen Zeit, dem Winter, ziehe ich die Morgenstunden, in der Regenzeit die des Abends vor, weil dann schon um 7½ Uhr die Sonne brennt, und sich das Wild niederthut. Marschirt man durch eine wildreiche Gegend, so gehe man mit dem Führer und den Gewehrträgern 500 m der Karawane voraus.

Zum Treiben von Wild hat man hier und da mit den Eingeborenen Gelegenheit, die sehr geschickt Grasbrände hierzu benutzen, ohne dadurch dem Reisenden gefährlich zu werden. Man versteht, wenn man Afrikanische Savannenfeuer kennen gelernt hat, die furchtbaren Schilderungen der Amerikanischen Präriebrände nicht.

Im Jagen mit Fallen habe ich keine große Erfahrung, ohne Zweifel ist jedoch für Raubwild der Selbstschuß am sichersten, den man im engen Eingang zu einer kleinen Boma aus Dornen anbringt. Das Innere der Boma enthält den Köder, eine über den Eingang führende Schnur ist mit dem Drücker des Gewehrs, das auf Brusthöhe des erwarteten Wildes gerichtet ist, verbunden. In eiserne Fallen geht das Wild sehr schwer; die Fallen, bei denen im Eingang zum Köder statt des Gewehrs beim Selbstschuß ein schwerer Baum angebracht ist, der auf das in den Gang eindringende Wild niederfällt, sind die wirksamsten.

Bevor man zur Jagd in ein unbekanntes Gelände ausgeht, erkundige man sich eingehend bei den Eingeborenen. Man trifft oft viele Fährten und Losung in den Wegen, das ist aber nicht immer ein Zeichen vom Vorhandensein genügenden Wildes. Denn wenn die Gräser thaunaß sind, nimmt das Wild gern die Wege an. Im Allgemeinen sollte man nie ohne eingeborenen Führer auf die Jagd gehen; besonders der Neuling verirrt sich in der so außerordentlich gleichmäßigen Afrikanischen Savanne sehr leicht. Hat man aber die Direktion verloren und kann erwarten, daß man gesucht wird, dann soll man lieber auf Hülfe warten, ab und zu einen Schuß abgeben, ein Rauchfeuer, d. h. ein mit feuchtem Holz genährtes Feuer anmachen. Wenn man selbst sich wieder zurecht zu finden versuchen will, so sollte man ohne Rücksicht auf den Zeitaufwand den weiteren Weg kenntlich machen durch Anschlagen von Bäumen, Brechen von Büschen, Anheften von Zeug- und Papierstückchen an auffallenden Bäumen, öfteres Rufen und Schießen ꝛc. Wenn man sich auch meist auf den Ortssinn eingeborener Begleiter verlassen kann, so habe ich doch dadurch, daß ich beim Ermitteln der Richtung nach der Erinnerung meinen Weg auf Papier übertrug, mehrfach Eingeborene im Wiederfinden der Richtung übertroffen.

Im Studium einer Fährte ist uns natürlich der Eingeborene überlegen. Immerhin ist wegen des regelmäßigen Wetters das „Spüren“ in Afrika leichter als zu Hause, denn die verwaschenden Regen fallen regelmäßig, und die Sonne, die mehr oder weniger den Knick in dem Blatte oder Grashalm, an dem der Saft zu Tage tritt, trocknet, gilbt oder ausdörrt, ist bei dem regelmäßigen Sonnenschein besonders in der trockenen Jahreszeit ein sichrerer Wegweiser als bei uns. Neben der Beurtheilung der Losung, deren Zustand auch von der Sonne abhängt, ist dies das beste Merkzeichen für das Alter der Fährte. Zu erwähnen ist hier noch, daß in der trockenen Zeit die rothe Färbung vieler Pflanzen so intensiv ist, daß

das Schweißfinden sehr erschwert wird; man kann sich dadurch helfen, daß man mit einem weißen Taschentuch über die Gräser und Kräuter wischt.

Man kann nicht sagen, daß der Neger besser sieht als der Europäer, daß überhaupt irgend ein Sinn bei ihm schärfer wäre als bei uns. Daß wir zuerst weniger gut Wild finden und erkennen als die Neger, liegt an der unserem Auge fremden Beleuchtung und Umgebung. Die meisten Europäer schießen in Afrika zuerst zu hoch. Es muß dies mit dem dort intensiveren Licht zusammenhängen; man möge von vornherein darauf achten und dementsprechend Korn nehmen. Für Nachtjagd befestige man auf der Mündung des Gewehrs vor dem Korn ein Stück weißen Stoffes und halte etwas tief.

Die Kenntniß der Sinne und Gewohnheiten des Wildes ist eins der wichtigsten Erfordernisse für den Jäger. Im Allgemeinen kann man sagen, daß das Afrikanische Wild, welches im Thierreich gefährliche Feinde hat, vorzüglich äugt, daß alles Wild äußerst fein windet und gut vernimmt. Die Beurtheilung des durch die Sinne Wahrgenommenen ist sehr verschieden und folglich auch die Maßnahmen gegen eine Gefahr. So hält offenbar Wild, das mit der Feuerwaffe noch keine Erfahrung gemacht hat, den Schuß für Donner, denn es reagirt häufig entweder gar nicht, oder wirft nur das Gehör hin und her, als wäre ihm der Knall unangenehm, läßt sich aber sonst nicht stören. Das Wild der von den Massai beweideten Steppen ist selten scheu gegen den Neger, denn der Massai jagt nie.

Es wird das Wild oft getäuscht in seinen Wahrnehmungen durch Gehör und Gesicht, nie aber durch die des Geruchs, der auch unbedingt der feinste der Sinne ist und infolgedessen am meisten beachtet werden muß. Wer nicht auf den Wind achtet, wird, ganz besonders in Afrika, nie ein erfolgreicher Jäger.

Ich werde mich am besten der wichtigsten Gesichtspunkte entsinnen, wenn ich die Wildarten der Reihe nach durchgehe.

Der Elefant, der eigentliche König der Wildniß, sichert und vernimmt sehr scharf, äugt aber äußerst schwach. Man ändere seinen Stand, wenn er den Pulverdampf wahrnahm, man schleiche sich gegen den Wind geräuschlos bis auf 20 m heran, wenn auch die Deckung für anderes Wild nicht genügen würde; man schieße, wenn man seines Schusses nicht ganz sicher ist, Blatt, womöglich links; der Kopfschuß ist beim Afrikanischen Elefanten wegen des flachen Schädelbaues und des leichten Abgleitens der Kugel ein schwieriger, hingegen beim Indischen, der einen steilen Schädelbau hat, der beste. Man laufe möglichst verborgen, wenn er annimmt, denn er verfolgt selten energisch und giebt sich gewöhnlich mit dem Verjagen seines Feindes zufrieden. Auch ist bei jedem Wild, wenn es den Jäger durch irgend welche Verhältnisse zwingt, Fersengeld zu geben, und wenn man, was natürlich meist sicherer ist, einen guten Schuß aus naher Entfernung nicht anbringen kann, anzurathen, irgend ein Kleidungsstück derart von sich zu werfen, daß das erboste Wild seine Wuth daran ausläßt und dem Jäger Zeit giebt, sich in Sicherheit zu bringen. — Der Englische Jäger Selons, der seine reichen Erfahrungen veröffentlicht hat, ist wohl der berühmteste Elefantenjäger der Neuzeit.

Das Rhinoceros ist mindestens so stumpfsinnig, wie es aussieht, oder es ist gleichgültig gegen die Gefahr. Der beste Schuß ist Blatt. Beim Annehmen muß man es dicht heranbrausen lassen in schnurgerader Linie, dann schnell zur Seite springen und feuern.

Die Flußpferdjagd zu Lande wird meist nur bei Mondschein möglich sein, denn nur in ganz ungestörten Gegenden tritt dieses Wild bei Tage auf Aesung. Für diesen Fall hat man zu beobachten, daß es bei jeder Störung, auch angeschossen, direkt nach seinem Austrittsplatze am Wasser eilt. Im Wasser nähere man sich in einem möglichst starken Fahrzeug auf wenige Meter, denn nur ein Gehirnschuß führt zum Ziele, jeder andere Schuß ist unnütze Quälerei. Es zeichnet sicher, wenn es tödtlich

getroffen war. Ist das Gehirn zerstört, so sinkt es langsam weg, um erst nach 1 bis 2½ Stunden wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Ist das Gehirn tödtlich verletzt, so verschwindet es, taucht aber zwei- bis dreimal wieder auf, mit den das Wasser schlagenden Füßen zuerst, dann sinkt es ebenfalls für oben angegebene Zeit. Bei jedem anderen Benehmen dieses Wildes darf man nicht darauf rechnen, Erfolg gehabt zu haben.

Die Giraffe fällt am sichersten auf Halsschuß, möglichst hoch, mit Expansionsgeschoß. Bei ihr ist das Gesicht am meisten von allen Sinnen entwickelt.

Der Büffel ist ohne Zweifel das gefährlichste Wild in Afrika. Er hat ein äußerst zorniges Temperament und fürchtet nichts. Ich wurde einst in einer büffelreichen Gegend innerhalb einer Stunde von zwei Büffeln angenommen und schoß einen auf 2 m, den anderen auf 5 m Entfernung. Die Nase vorgestreckt, das mächtige Gehörn ins Genick gelehnt, so stürmt er in schwerem, aber schaffendem Galopp heran. Er kann kurze Wendungen ausführen, und der Schütze, der nicht sein Geschoß ins Gehirn schickt, genau zwischen die Augen zielend, oder der nicht einen rettenden Baum findet, ist verloren. Auf die Witterung der Menschen wird auch er flüchtig, doch geht er nur sprungweise ab wie das meiste Wild. Einem krank geschossenen Büffel in nicht ganz übersichtlichem Gelände zu folgen, ist Tollkühnheit, denn sobald er sich verfolgt sieht, bricht er erst aus nächster Entfernung, mit seltener Ausnahme, überraschend schnell gegen seinen Feind vor.

Für diese vier bisher genannten Arten des Wildes halte ich die schwere Büchse für erforderlich, wenigstens zum Blattschuß, was ja nicht ausschließt, daß ein guter Schütze, der des Gehirnschusses sicher ist, mit der Expreßbüchse sein Glück versuchen kann. Von hier ab nach unten genügt die Expreßbüchse 500 durchaus. Da ist das äußerst vorsichtige Zebra, das drollige Gnu, das unberechenbar ist in der Tollheit seiner Einfälle und

Bewegungen und meist dem Jäger eine leichte Beute wird; dann das sich in einer etwas weniger seltsamen Weise gebärdende Hartebeest; die großen Antilopen sind meist sehr vorsichtig, die Elen-, Pferde-, Säbelantilope, das Kudu, der Wasserbock, dann, unserem Rothhirsch an Stärke gleichkommend, der Riedbock und kleine Wasserbock; von Dammhirschstärke die Mswala, der Springbock und die Schirrantilope, von Rehgröße der Bleichbock und der Klippspringer.

Sie alle gleichen unserem Wild im Ganzen im Benehmen, sind aber wohl noch mißtrauischer auf etwas durchs Auge Wahrgenommenes, da sie stets die Leoparden, Löwen und andere Räuber zu fürchten haben, die im Anschleichen an Gewandtheit und Geduld mehr leisten als der Mensch. Es ist daher besonders für den Europäer, der in seiner Kleidung dem Wild fremd ist, oft leichter, offen, ungedeckt auf 200, ja 150 m heranzukommen, als durch Anschleichen in schwierigem Terrain. Die Neugierde fesselt oft das Wild zu lange.

Auch für alles größere Raubwild genügt das Expreßgeschoß 500. Seitdem Selons, der 20 Löwen erlegte, die Fabel von der bisher stets hervorgehobenen Zähllebigkeit der großen Katzen gründlich widerlegt hat, ist man ins Gegentheil umgeschlagen, und man hört oft von einer Löwenjagd wie von einer Spielerei sprechen. Vor solcher Auffassung ist aber doch zu warnen; es gehört immerhin ein guter Blattschuß dazu, der das Herz trifft oder die Lungen zerstört, um den Löwen ungefährlich zu machen; und wenn er annimmt, was durchaus nicht selten geschieht, so ist er wegen der Schnelligkeit seiner Bewegungen und des schwierigen Schießens von vorn immerhin ein respektabler Gegner. Das kurze, schnelle, senkrechte In-die-Höhe-schnellen des Schwanzes ist ein beachtenswerthes Warnungszeichen.

Endlich gehört noch der äußerst scharfsinnige und vorsichtige Strauß und die drei Arten Afrikanischer Wildschweine, von denen das Warzenschwein, krank ge-

schossen, wie unser Schwarzwild hier und da annimmt, und unter Umständen die großen Affenarten ins Bereich der Büchse 500, als gute Uebung im Schießen auch noch das Krokodil, das man, wenn man mit Munition nicht knapp ist, immer als Zielscheibe wählen möge, denn man thut mit der Erlegung jeder dieser scheußlichen Echsen ein gutes Werk.

Es wird sich hier und da Gelegenheit bieten, so viel Wild zu schießen, als man mag. Für jeden wirklichen Jäger verliert die Jagd in einem solchen überaus wildreichen Gelände, zumal wenn das Wild sehr vertraut ist, viel an Reiz, denn es gehört dann weder Geschick noch Ausdauer dazu, eine gute Beute zu machen. Man braucht wohl kaum dem Jäger zu sagen, daß es eine verdammungswürdige Aasjägerei ist, mehr zu schießen, als man braucht, es sei denn, daß ein besonders schönes Gehörn oder sonstige Seltenheiten den Schuß rechtfertigen, oder daß man zum Schutze der Felder und Gärten (z. B. Paviane) oder zum Schutze der Schifffahrt Flußpferde, wo sie den Verkehr gefährden (z. B. im Schire), oder um die Häute oder das Elfenbein oder das Horn des Nashorns zu verwerthen, jagt. Bei Ueberfluß an Wild kann man sich dem hohen Vergnügen hingeben, es zu beobachten, vielleicht auch Photographien davon anzufertigen, die für die Zoologie von großem Werthe sind. Raubwild ist natürlich von jeder Schonung ausgenommen. Es versteht sich von selbst, daß der Jäger sich gewöhnlich das männliche Wild aussucht, um dem Wildstande weniger zu schaden.

Der Schrotschuß ist rathsam für die kleinen und Zwergantilopen, die von der Kugel zu sehr zerrissen werden, die Schakale, kleinen Katzen, Fischotter, sämmtliche Schlangen und die schon oben erwähnten Vögel. Wer ornithologisch sammeln will, also auch Vögel von geringerer Größe als die Taube erlegen muß, möge sich eine kleine Vogelflinte mitnehmen.

Als Begleiter zur Jagd wähle man außer dem etwaigen Führer zwei bis drei Leute, deren einer Kaliber 8 mit Munition, Decken und Trinkwasser, der zweite die Schrotflinte mit Munition, Proviant, Reservemunition für 500 und deren dritter dicht hinter dem Jäger die Büchse 500 trägt. Dem letzten gebe man eventuell ein Truppengewehr für den Fangschuß, um die Jagdmunition zu sparen. Sobald Wild entdeckt wird, ducken sich ein- für allemal die schwarzen Begleiter nieder und empfangen ihre Instruktion, sie folgen dann, je nach dem Gelände, auf 200 bis 400 m dem Jäger, verhalten sich ganz still, achten unausgesetzt auf den Schützen und mischen sich aus eigener Initiative nie in die Jagd. Man halte streng hierauf, wenn man sich die Erfahrung ersparen will, daß die bei jeder Jagd aufgeregten Neger dem Jäger den Erfolg verderben. Beim erlegten Wild lasse man, wenn es drei Mann nicht fortschaffen können, zwei Mann zurück und sende mit dem dritten Mann, der den Jäger zum Lager begleitet, von dort aus Leute, um das erlegte Wild einzuholen. Hat man keine Leute bei sich, so bedecke man die Beute mit Gras und Zweigen vor dem Auge der Geier und Marabustörche und lege ein Taschentuch oder eine Decke auf das Wild, deren Witterung Schakale, Hyänen und sonstiges Raubwild abhält, sonst riskirt man, daß man schon nach einer halben Stunde nichts mehr als Knochen findet. Auch kann man ein Rauchfeuer anlegen zu demselben Zwecke und um den ausgesandten Leuten das Auffinden der Stelle zu erleichtern.

Eine häßliche Art des Abfangens des Wildes ist das Durchschneiden der Kehle. Man muß aber, wenn man allein ist, sich dazu verstehen, da sonst die Leute der Begleitung, die Moslim sind, das Fleisch nicht essen dürfen.

Schießt man mehr, als die Leute in einem bis zwei Tagen verzehren können, so lasse man das in Streifen geschnittene Fleisch über Feuer dörren, da es sich dann

lange erhält und auch gut als Tauschwaare zum Einkaufen von Lebensmitteln zu gebrauchen ist. Den Fangschuß soll der Afrikanische Jäger nicht sparen, es hat schon Mancher unvorsichtiges Herantreten an krank geschossenes Wild büßen müssen.

Das Präpariren der Häute geschieht, nachdem sie von Fleischtheilen durchaus gereinigt sind, durch Ausspannen, die Haare nach unten, in der Sonne. Man schlage ringsum Holznägel durch die Haut in den Boden. Dann wird die Haut mehrfach mit Asche und Sand abgerieben und wenn möglich mit Arsenikseife bestrichen. Köpfe und Gehörne koche man ab, reinige sie von Fleisch (entweder durch Eingraben in Ameisennester oder indem man sie in Wasser legt, wo kleine Fische die Reinigung übernehmen) und trockne sie an der Sonne.

Vom Fleische lasse man sich die besten Theile, die inneren Lendchen, oder die Zungen, auch Leber und Nieren herausschneiden. Das Fleisch vom Wildschwein, vom Wasserbock und Flußpferd erzeugt Verdauungsstörungen. Vom Flußpferd ist das Bauchschmalz für die Küche und besonders auch zum Einfetten der Waffen sehr gut verwendbar.

Schießt ein Neger ein Stück Wild mit einem fremden Gewehre, so gehört dem Eigenthümer desselben mindestens ein Hintertiertel, ja die Hälfte, wenn auch die Munition von ihm gegeben ist. Es wird hoch aufgenommen, wenn man dem Häuptling des Jagdgrundes ein Viertel des erlegten Wildes sendet.

Als äußerst anregende Lektüre, und um sich über manches Wissenswerthe Auskunft zu holen, ist die Mitnahme von „Brehms Thierleben“ dem Reisenden sehr zu empfehlen.

Der Wildstand im ganzen Ostafrika hat unter einer Wildseuche der Jahre 1890 bis 1892 bedauerlich gelitten, besonders ist der Büffel geradezu ein seltenes Wild geworden.

Für Jagdzüge sind besonders zu empfehlen: das Gebiet vom Kilimandjaro und von da nach Norden bis weit in die Somalilänber hinein; die Länder des oberen Zambesi, der Küstenstrich südlich der Mündung des Zambesi, die Länder des oberen Kongo (Luampula, Kamoronto), das Thal des Ruaha und das Land Usafa, die Steppen nördlich von Ugogo, wie fast alle Massaisteppen, das Schiregebiet, der Norden des Unyamwesi, die Gebiete östlich der Kalahari, der Norden des Matabelelandes; für Elefanten und den kleinen rothen Büffel der untere Kassai, die nördlichen Ufer des Kongo, nordöstlich von Stanley-Pool, die Ebene zwischen Lomami und Sualaba, die Urwälder im ganzen nach Süden geöffneten Bogen des Kongo von 6° nördlicher Breite nördlich. Wie es sich in dieser Hinsicht nördlich vom Aequator verhält, ist mir unbekannt.

Wie in den letzten Jahrzehnten das Quagga ausgestorben ist, so werden wohl demnächst das Rhinoceros, der Elefant, das Flußpferd, die Giraffe folgen, wenn nicht Schutzmaßregeln getroffen werden.

Zu Hausthieren eignen sich wohl am besten das Zebra und der Wildhund. Es wäre wirklich ein großes Verdienst, Mühe und Unkosten nicht zu scheuen zur Zähmung und Kreuzung des prächtigen Zebras mit Pferd und Esel. Welch schöne Aufgabe für den Deutschen Sportsman, der sich in seinem Fache auch an der Zukunft der Kolonien betheiligen will, würde darin liegen, Stationen zur Zähmung und Abrichtung von Zebras einzurichten und dadurch Ostafrika, wo das Pferd den klimatischen Verhältnissen schnell erliegt, ein entsprechendes, wichtiges Gebrauchsthier zu geben! Der Ansicht, daß das Zebra unzähmbar sei, kann ich mich durchaus nicht anschließen; ich habe die Ueberzeugung, daß man in der zweiten oder dritten Generation sehr wohl Erfolge erzielen wird; sind doch schon wild eingefangene Zebras mehrfach mit Erfolg eingespannt worden!

Auch den Hyänenhund sollte man einfangen und zähmen; seine Kreuzung mit dem Europäischen Jagdhund würde einen guten, auch in Afrika brauchbaren Jagdhund ergeben. Ich will hier auch beifügen, daß man durch Einführung des Indischen Büffels, besonders in feuchte Länder, die Hausthiere Afrikas zweckmäßig vermehren könnte.

Vielleicht ist hier noch ein Wort vom Fischfang angebracht. Ein Gericht Fische ist in Afrika stets eine sehr willkommene Abwechselung auf dem Tische.

Es ist so einfach, einige Angelhaken und eine Schnur in der Jagdtasche mitzuführen. Das Netz für eine Fischreuse und ein Schleppnetz nehmen auch so wenig Platz weg und sind so transportabel, daß man sie bei einer Expedition ins Innere stets mitführen sollte, ebenso wie ein Fischeisen. Ich kann aber nur zu starken Angelhaken und zu starkem Netzwerk rathen.

Da es in Afrikanischen Flüssen giftige Fische giebt, so versäume man nicht, sich über unbekannte Arten bei den Eingeborenen zu erkundigen. Dasselbe ist vor dem Genuß von unbekannten Früchten und Pilzen, deren es eine Anzahl sehr guter, schmackhafter giebt, zu empfehlen. Es sind viele Fälle von Vergiftungen bekannt.

XIV. Einige wichtige Lebensregeln für Afrika.

Da der Europäer durch die Verhältnisse in Afrika gezwungen wird, manche Aenderung in der gewohnten Lebensweise eintreten zu lassen, so ist es rathsam, so weit wie möglich seinen bisherigen Gewohnheiten gemäß zu leben und nicht, wie es sogar von einigen Aerzten angerathen wird, den Unterschied durch ein Enthalten von gewohnten Genuß- und Anregungsmitteln (z. B. Spirituosen) noch schroffer zu machen. Auf der anderen Seite vermeide man aber auch jede Unmäßigkeit, jede Ausschreitung, die sich bald rächen würde. Jeder Katzenjammer z. B. bringt ein kleines Fieber mit sich, denn wenn die Verdauung gestört ist, so ist die Konstitution gegen den Malariabacillus weniger widerstandsfähig.

Starkes Transpiriren ist immer ein Zeichen der Widerstandsfähigkeit gegen Malariaeinflüsse, setzt dieses plötzlich aus, so nehme man Chinin. Der prophylaktische Gebrauch des Chinins ist nach meiner Erfahrung unzweckmäßig, denn dieses Mittel belästigt bald die Verdauungsorgane und nöthigt den daran gewöhnten Fieberkranken, immer größere Dosen zu nehmen. Arsenik ist nach meinen Erfahrungen als Prophylaktikum weniger gefährlich. Wird man nach längerem Aufenthalt in den Tropen blutarm, so nehme man in längeren Zwischenräumen Eisen und Arsenik.

Das Baden im Freien gewährt in Afrika noch größeren Genuß als in Europa; nur hüte man sich, im vollen Sonnenbrand zu baden. Die beste Zeit

hierzu ist fraglos abends zwischen 5 und 6 Uhr, kurz vor der größeren Mahlzeit, die man infolge der Tageshitze und der Beschäftigung am besten erst abends einnimmt. Abwechselung im Essen und zwar möglichst gute Kost sind für die Gesundheit nicht zu unterschätzende Faktoren. Hier möchte ich aber vor Fleischkonserven warnen, ich halte sie für ganz unzuträglich und unnütz, da es selten an frischem Fleische mangeln wird.

Man schlafe nur bei Nacht, denn nach einem Nachmittagsschläfchen erwacht man meist erschlafft und ist zu keiner Arbeit mehr aufgelegt. Frühes Aufstehen ist besonders werthvoll, damit der Körper noch die kühle Morgenluft wie ein erquickendes Bad genießt.

Im Freien zu schlafen, dem Nachtthau ausgesetzt, ist schädlich. Ein leichtes Strohdach kann man sich unter allen Umständen über der Lagerstätte errichten. Wer zur Dysenterie neigt, thut gut, nur abgekochtes oder filtrirtes Wasser zu trinken oder noch besser schwachen, kalten Thee. Das viele Trinken auf dem Marsche ist eine schädliche Angewohnheit. Man kann sich diese dadurch abgewöhnen, daß man, sobald der Durst peinigt, ein kleines Steinchen in den Mund nimmt, welches die Speicheldrüsen andauernd reizt und den Durst vertreibt.

Aerger und Sorgen waren für meine Konstitution hauptsächlich die Veranlassung zur Malariaerkrankung; diesen seelischen Erregungen kann man leider nicht aus dem Wege gehen, da es in Afrika mehr Unannehmlichkeiten und Mißstände zu überwinden giebt, als der Europäer gewöhnlich sich vorstellt. Sanguinische, elastische Naturen, die leicht vergessen und über Sorgen hinwegkommen können, sind fraglos geeigneter für Afrika als Leute entgegengesetzten Temperaments.

Will Jemand weite Reisen ins Innere unternehmen, so sorge er für ein gutes Reitthier. Das beste ist der im Portugiesischen Westafrika gebrauchte Reitstier wegen

seiner Ruhe, Sicherheit, Kraft und Bedürfnißlosigkeit.*) Man sollte für die Offiziere der Schutztruppe eine Anzahl dieser allen Anforderungen entsprechenden Reitthiere nach Ostafrika kommen lassen, da die dort heimische Rasse für solche Zwecke zu schwach ist und der Westafrikanische Reitstier sich voraussichtlich dort gut akklimatisiren wird. Bis jetzt benutzt der Europäer in Ostafrika als Reitthier nur Esel. Am besten ist die Kreuzung zwischen dem edlen Maskateseel und dem gemeinen Esel Ostafrikas, einem direkten Abkömmling des Wildesels. Der Erstere ist theuer, wenig widerstandsfähig, aber schnell und bequem, der Letztere kräftig, widerstandsfähig und bedürfnißlos, aber langsam. Das Tragenlassen in der Hängematte, wie dies in den Portugiesischen Theilen Westafrikas Gebrauch ist, vermindert den Ueberblick, vermehrt die Trägerlasten und entwöhnt den Körper von der so zuträglichen Bewegung des Gehens. Man möge morgens oder abends, solange die Sonne nicht zu intensiv brennt, marschiren; in den heißen Stunden aber reiten. Der zweckmäßige Gebrauch guter Reitstiere hat wesentlich dazu beigetragen, meine Gesundheit und Kraft auf meinen verschiedenen Reisen zu erhalten.

Bei Reisen auf Seen oder Flüssen leidet der Europäer erfahrungsmäßig wenig unter Malaria; auch hat eine solche Art der Reise so viele Vorzüge, daß man, wo es irgend möglich ist, stets Wasserwege wählen sollte. Es kann Jedem, der nach unseren Kolonien geht, nur empfohlen werden, sich vorher einige Uebung im Führen eines Bootes, auch unter Segel, zu verschaffen, denn er wird sehr häufig an der Küste oder auf Gewässern im Innern auf sich selbst angewiesen sein.

Für dauerndes Wohlbefinden des in den Tropen

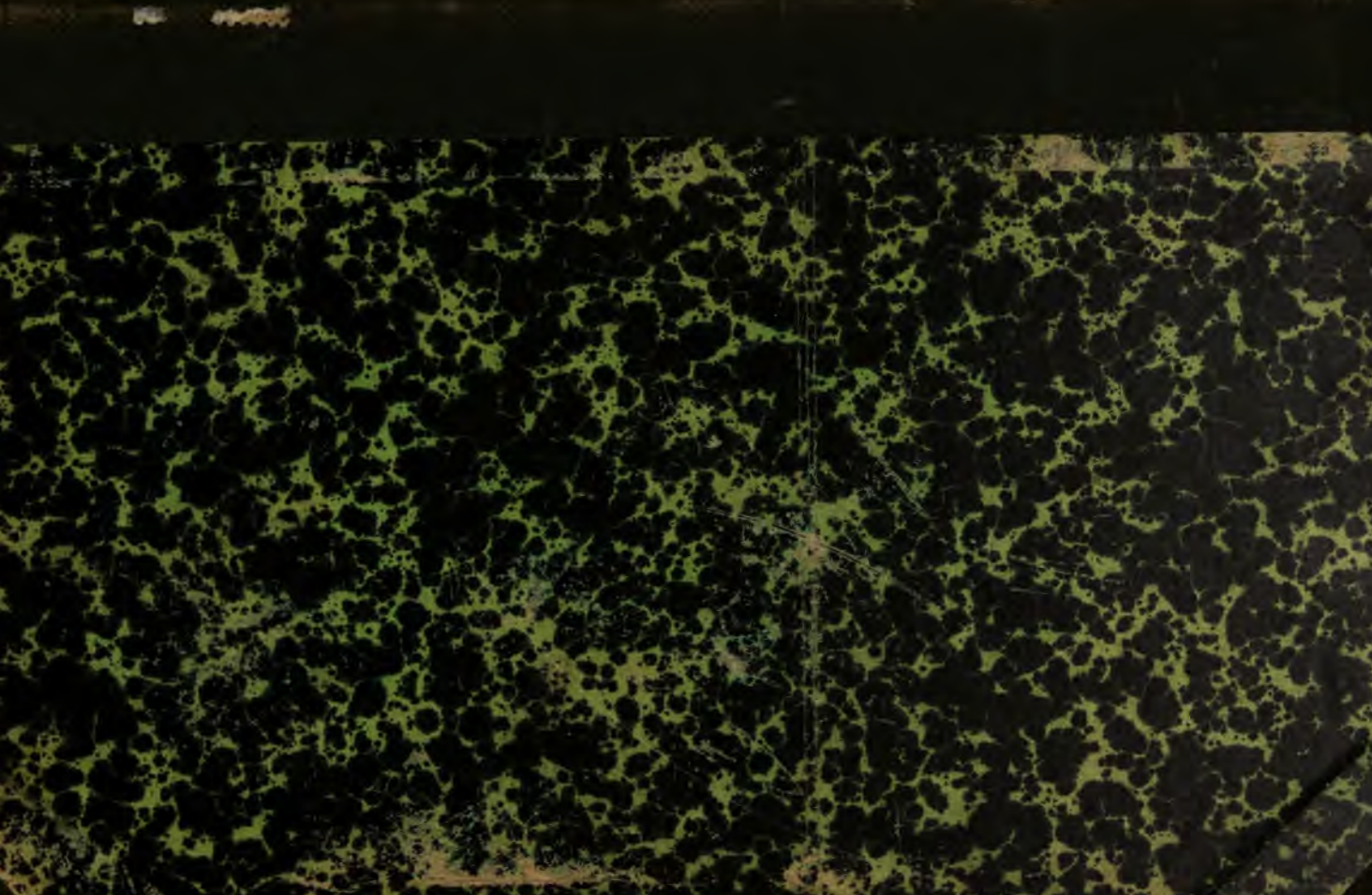
*) In meinen Werken „Unter Deutscher Flagge quer durch Afrika" und „Meine zweite Durchquerung Afrikas" habe ich die großen Vorzüge eines solchen Reitthieres mehrfach dargelegt.

lebenden Europäers ist es erfahrungsmäßig nöthig, nach den ersten drei Jahren und später alle zwei Jahre sich längere Zeit in einem gesunden heimathlichen Klima zu erholen und zu stärken. Man macht die Erfahrung, daß diejenigen Personen, die dies nicht thun, oder (wie die Missionare) häufig nicht thun können, nach einem längeren Aufenthalt außerordentlich an Leistungsfähigkeit, besonders an geistiger Elastizität verlieren. Die durch die Heimreisen entstehenden Unkosten machen sich reichlich durch vermehrte Leistungsfähigkeit bezahlt.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

STANFORD LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

UA859
A1W81